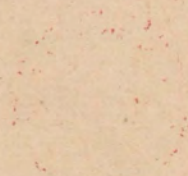


Schlesisches Jahrbuch

für deutsche Kulturarbeit
im gesamtschlesischen Raume

4. Jahrgang
1931/32

Breslau
Verlag von Wilh. Gottl. Korn



Very respectfully,
Yours truly,
[Signature]



Bei der 7. Schlesischen Kulturwoche in Neutitschein wurde zur Erinnerung an Eichendorff, der in dem benachbarten Schloß Sedlnitz seinen Sommersitz hatte, ein Denkmal „Der Taugenichts“ von Bildhauer Leopold Hohl errichtet.

P. v. M. Rinde O. F. M.

Schlesisches Jahrbuch

für deutsche Kulturarbeit
im gesamtschlesischen Raume

Herausgegeben und geleitet

vom

Arbeitskreis für gesamtschlesische Stammeskultur

4. Jahrgang
1931/32

Preis RM. 2.—, Kc 15.—

1931

Verlag von W. G. Korn / Breslau



058(061.2):930.85(43:438) Sl
:830-8(438):39(43:438)
Schl Jahrb
3336 D/IV
E13

7324 „D“

Inhalt

	Seite
Bruno Hanns Wittel: Gregor Mendel	5
Univ.-Prof. Ernst Kornemann: Europa und der schlesische Raum	6
Univ.-Prof. Dr. Josef Pfigner = Prag: Schlesischer Stammesraum und seine Besiedlung	19
Karl Czodroff-Dppeln: Oberschlesien und die schlesische Stammeskultur	27
Hans Niekratwieh: Der oberschlesische Bauer	36
Dr. Friedrich Lange: Teschener Schlesien	37
Hans Schwarz: Schlesien und Preußen	43
Prof. Dr. Hans Heckel = Breslau: Die Stammesart des Schlesiens in seinem Schrifttum	49
Architekt Fritz Wiedermann: Das schlesisch-böhmische Laubenhaus	67
Prof. Dr. Paul Knötel: Das Rätsel des Arnauer Heidensteins und seine Lösung	74
Geheimrat Volz = Leipzig: Die kulturgeographische Gliederung des Sudetenraumes	83
Prof. Dr. Richard Patscheider: Rückblick	89
Bruno Nowak: Spruch an den Menschen	94
Leitsätze	95
Nachtrag	96

7 Bildtafeln und eine Karte.

Bruno Hanns Wittke:

Gregor Mendel

Zur Enthüllung des Mendeldenkmals in Neutitschein
am 5. Juli 1931.

Und hätt' ich Künstlers Geist und Künstlers Hände —
Und einen Stein, aus dem das Leben blüht —
Und sollt' ein Denkmal schaffen Dir wie dieses,
Vom Hauch der Liebe dankbar überglüht,
Ich wüßte mir den Anfang nicht und nicht das Ende.

Es mißt die Welt die großen Taten gerne
Mit leichten Mitteln, die ihr billig sind —
Und ihren Genius, das holde Gotteskind,
Wähnt sie getrost auf einem goldnen Sterne.

Allein, was sie am Ende wert befunden:
Auf daß es fruchtbar ihren Kindern werde,
Das hebt sie kindlich ahnend in den Schoß
Der guten Mutter Erde. Und die Wunden
Der ewigen Sehnsucht, die wie Feuer brennen,
Schließt dann mit wildem Kusse das Erkennen.

Ja, Pater Gregor! Auch Dein Leben blühte
Sein Stückchen Weg in Reife und in Güte.
Bald Freud, bald Leid und wieder reiche Ehren!
Abt, Priester, Forscher ohne Lohn —
Und doch ein Großer, doch ein Göttersohn,
Warst Du erfüllt vom innersten Begehren,
Aus dem allein die goldnen Lose fallen!

In Deinem Garten glühten die Nieseden,
Goldlack und Rittersporn, Geranien und Kressen,
Dir und den Klosterbrüdern zu Gefallen —
Und Erbsen, bunter als die Schmetterlinge.
Wie manchen Abend bist Du dort gegessen —
Im letzten Strahl der goldnen Sonnenklinge —
Und hast's bedacht: wie alles zugemessen,
Das scheue Rätsel überm Gang der Dinge.

So ward der Dom zu eng für Deine Stirne —
Und ob Du andern oftmals seltsam schienst,
In Deinem Garten war Dein Gottesdienst,
In Deinen Augen Abglanz ferner Firne.
Voll Ehrfurcht sahst Du Gott in seinen Werken,
Und das Gesetz, das tief verschüttet lag
Im Staub der Junftgelehrtenstube,
Du hobst es, Bergmann Gottes, aus der Grube,
Gold der Erkenntnis an den hellen Tag:

Mönch aus St. Thomas! Unsere Gärten stehn
Voll Rosen wieder, Rittersporn und Kressen —
Und wieder trinkt der Abend leuchtendes Vergessen,
Wenn wir die Kieselbestreuten Wege gehn,
Wie Du sie gingst, mit leicht gebeugtem Rücken,
Abt, Priester, Forscher, Genius der Zeit!
Uns bleibt der Dank, uns Lebenden! Wir pflücken
Die reichste Gabe Dir vom stillen Grab:

Unsterblichkeit!

Allzu weit gespannt scheint vielleicht der Rahmen, in den ich diesen Festvortrag über Schlesiens Volksraum hineingestellt habe. Und doch wird man m. E. diesem Raum, d. h. demjenigen Raum, den schlesisches Volkstum diesseits und jenseits der Berge erfüllt, nicht gerecht, wenn man ihn nicht auch einmal unter europäischem Gesichtswinkel anzuschauen gelernt hat. Je mehr der unglückliche Erdteil, den wir bewohnen, der uns Arbeit und Brot liefert, besser: liefern sollte (denn er tut es nicht mehr), durch die unglücklichen Ereignisse der beiden letzten Jahrzehnte politisch und wirtschaftlich gerade in seinem Mittelteil, wo sein Herz schlägt, balkanisert worden ist, um so mehr müssen wir uns in der Wissenschaft daran gewöhnen, ihn unter höheren Gesichtspunkten, als die augenblickliche politische Zertrümmerung ihn zeigt, zu betrachten. Nun wir das aber, dann werden wir von selbst in die historische Betrachtung hineingezwungen und müssen von der allerfrühesten Zeit ausgehen.

I.

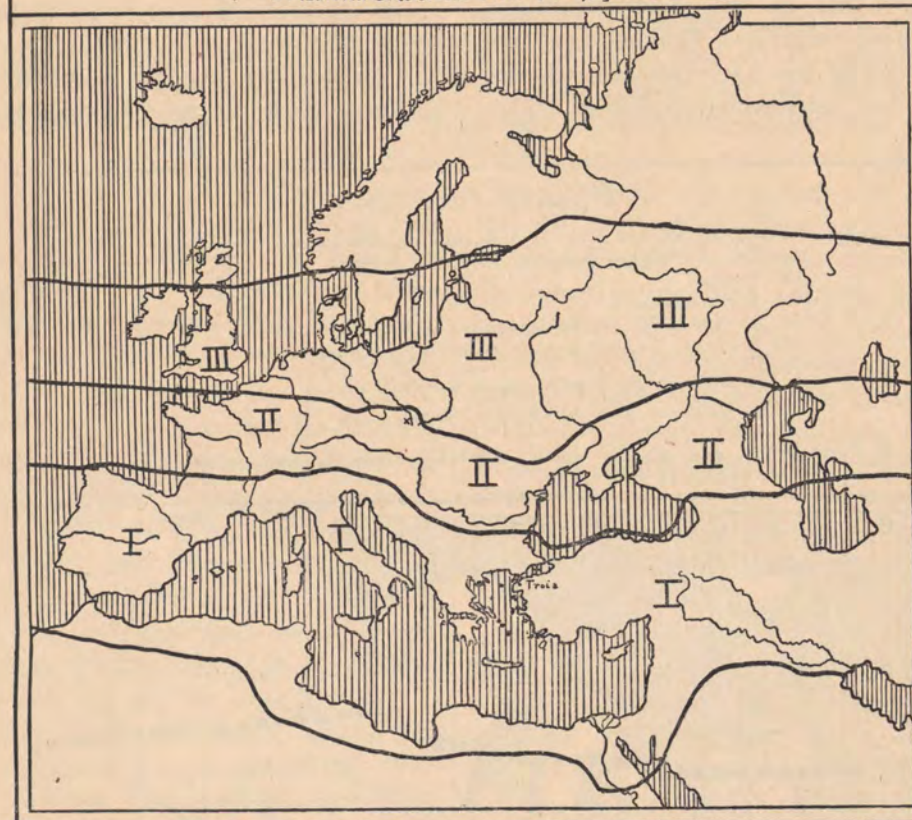
Machen wir uns einen Augenblick einmal frei von der modernen Betrachtungsweise unseres Kontinentes, der heute ein ganz anderes Bild zeigt wie vor 3000 Jahren. Sie wissen: Seit der Entdeckung der neuen Welt Amerikas gravitiert alles wirtschaftliche und politische Leben Europas nach dem Atlantischen Ozean, dem Mittelmeer der modernen Geschichte. Unser ganzes Leben auf vielen Gebieten menschlicher Betätigung verläuft heute, wenn ich so sagen soll, mit dem Süd-Nord-Lauf der europäischen Ströme zum Ozean hin. Es gab aber eine Zeit in Europa,

da war das alles ganz anders. In dem alten Europa vor der Zeitenwende, das die großen Entdeckungen brachte, dem Europa, von dem wir ausgehen müssen, dem Anhängsel der gewaltigen Ländermasse Asien, verlaufen, wie in Asien selber, dem Mutterboden unseres geschichtlichen Daseins, die großen Geleise historischen Lebens in der Hauptsache ostwestlich. Ein Blick auf die Karte lehrt uns, daß es 3 große Wasser-Duerachsen sind, die Europa in 3 breite Duerzonen gliedern. Es sind das von Süden nach Norden: Das Mittelmeer im Süden, die Donau und das Meer, in welches die Donau sich ergießt, das Schwarze Meer, in der Mitte, das mare Balticum, die Ostsee, im Norden. Die Geschichte des alten Europa verläuft nun so, daß eine jede dieser Duerachsen einmal eine Zeit lang die Weltgeschichte in zeitlicher Aufeinanderfolge beherrscht hat: Die Mittelmeerquerstraße mit den Ländern rings um das große Becken, das Altertum, die Donaustraße mit dem Schwarzen Meer, die späte Antike und das frühe Mittelalter, das mare Balticum das Hochmittelalter, vor allem die Zeit der deutschen Hanse. Zwei Duermeere und ein Duerstrom dazwischen nebst dem Meer, in das er mündet, sind also die eigentlichen Alt-Europa beherrschenden geopolitischen Faktoren für die historische Gesamtentwicklung unseres Kontinents einschließlich Vorderasiens oder Klein-Asiens und Nordafrikas oder, wie es Karl Ritter nannte: Klein-Afrikas, die beide in die europäische Geschichte und nicht in die asiatisch-afrikanische hinein gehören. Von hier aus betrachtet ist die Donau nicht nur, historisch gesehen, älter, sondern auch von viel

Die drei europäischen Querzonen.

- I. Mittelmeerzone (thalassisch)
- II. Donauzone (potamisch-thalassisch)
- III. Mare-Balticum-Zone (thalassisch)

+ Dardanellenstraße [Z. I/II] Troia.
x Mährisch-Schlesische Pforte [Z. II/III] Neu-Tetschein



größerer Bedeutung als etwa der Rhein. Die Donau ist in ganz anderer Weise auch immer in viel höherem Sinne als alle Meridionalströme ein eminent europäischer Strom geblieben, der Rhein dagegen ein deutscher Strom, oder besser gesagt, der deutsche Strom kateochen.

Betrachten wir nun die europäische Geschichte einmal unter universalhistorischem Gesichtspunkte nach dieser Dreizonengliederung, wie sie durch die drei großen alles beherrschenden Wasser-Duerstraßen des Kontinents von der

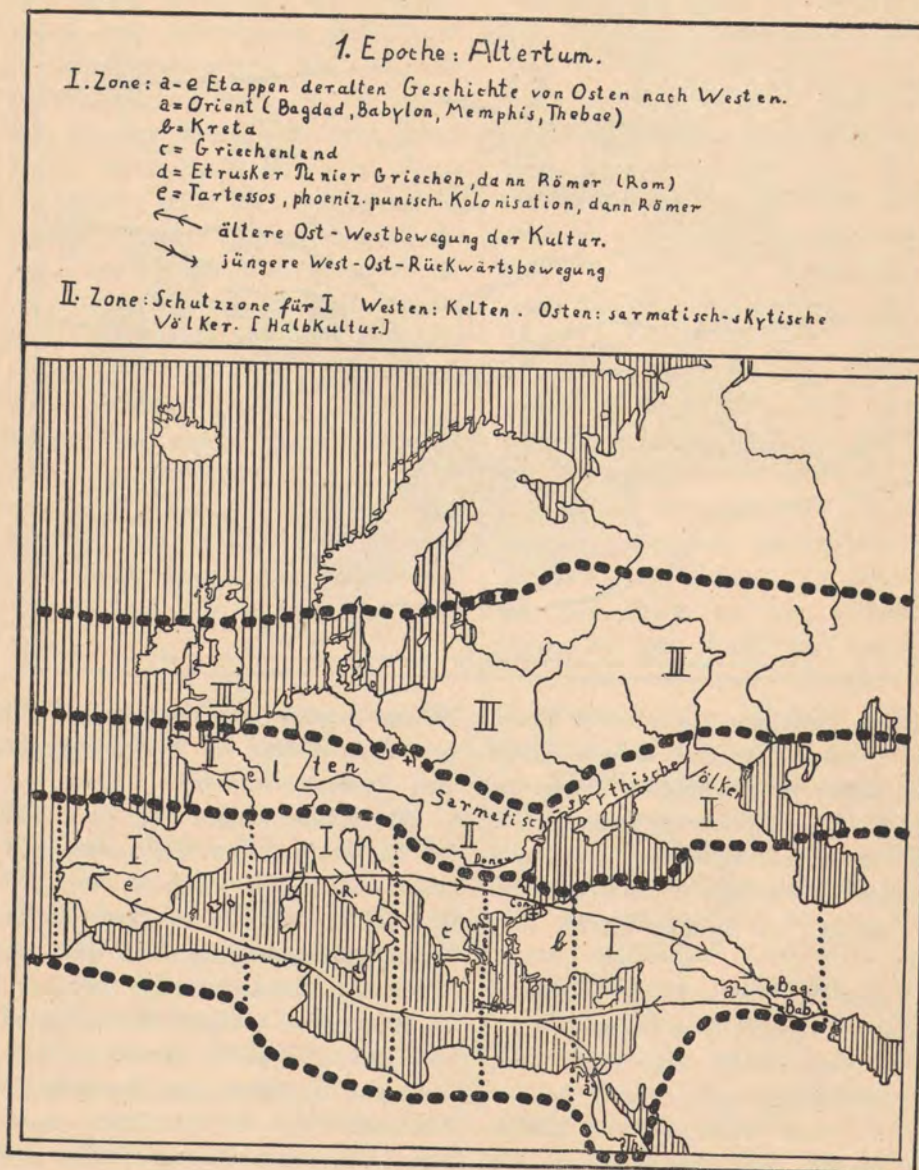
Natur gegeben ist. Aber zuvor stellen wir noch einmal die Ausdehnung der drei Zonen genauer fest:

Die Mittelmeerzone (Z. I) umfaßt die Länder zu beiden Seiten des Mittelmeeres, im Süden durch die Wüsten Afrikas, im Norden durch die Gebirge Europas begrenzt, d. h. durch die Pyrenäen, dann die Cevennen, den Rhonequerlauf oberhalb Lyon, die Alpen, den Balkan, die nördlichen Randgebirge Klein-Asiens, den Kaukasus; die Donauzone (Z. II) die Länder zu beiden Seiten der Donau, westlich von

ihrer Quelle, die Länder nördlich der Seennen und des Rhonequerlaufs, im eigentlichen Donaugebiet die Länder von den Alpen bis zu dem deutschen Mittelgebirge, das die Alten mit dem keltischen Namen saltus Hercynius belegten, bis zu den Randgebirgen des böhmisch-mährischen Gebirgskessels, weiter bis zu den Karpathen und bis nahe an die Länder der innerrussischen Wald-

zone, die Nordgrenze des südrussischen Steppenlandes; die Balticumzone (Z. III) die Länder südlich der Nordsee, dann die Länder auf beiden Seiten des mare Balticum und seiner Fortsetzungen in den Russischen Seen.

Die Geschichte des Altertums, die sich ausschließlich in Zone I abspielt, ist eine stete Vorwärtsbewegung in ostwestlicher Richtung, d. h. in der Richtung der



Mittelmeertrasse und ihrer Randländer. Als potamische Kultur (Flusskultur) im äußersten Osten Vorderasiens, in Mesopotamien und im Nilland entstanden, ist darauf die erste Thalassokratie mit dem Mittelpunkt Kreta gefolgt im östlichen Mittelmeerbecken, deren Erbin das hochbedeutende Volk der Griechen geworden ist, dann ist die phönizisch-punische und die etruskische Meerherrschaft des westlichen Mittelmeerbeckens in Nordfrankreich, Sizilien und Italien ablösend erschienen, gleichzeitig das Land Tartessos in Süd-Spanien, das Tartessisch der Bibel, in den Gesichtskreis des Historikers getreten. Alles Vorwärtsschreiten westwärts ist hier so erfolgt, daß die äußersten Punkte im Westen früher erreicht worden sind, als die näheren: Gades schon um 1100, Utika um 900, Karthago erst um 800, die Etrusker zuerst in Toskana (1000), dann erst in Latium und Campanien (600), die Griechen nach kurzem Halt in Sizilien (Naxos bei Taormina) vorstoßend bei Cumae in Campanien. Fast wie ein Gesetz liegt es auf der antiken Kolonisation, aber nebenbei bemerkt auch auf der mittelalterlichen normannischen im Mittelmeer und Schwarzen Meer, daß sie nämlich, nicht etwa wie man sich das so denken möchte, von Etappe zu Etappe fortschreitet, nein, die ersten Fahrer sind die kühnsten und gleichzeitig die Entdecker und Pioniere, sie stoßen so weit wie möglich in den unbekannten Raum vor, und dann wird rückwärts das Gebiet zwischen dem Heimatland und den erreichten fernsten Punkten allmählich ausgefüllt. Der Erbe aber von allem diesem im Westen ist dann der Römer geworden. Die Spätantike in ihren Anfängen ist zunächst eine Rückwärtsbewegung auf den Osten hin, nach dem Niedergang des römischen Westreiches auf die

KonstantinStadt, die Nova Roma am Bosphorus, Byzanz und weiter auf Bagdad durch das persisch-arabische Weltreich, ist also in die Nähe des Ausgangspunktes aller alten Geschichte, Babylon, zurückgekehrt. Neben Bagdad behält Konstantinopel lange Zeit seine hohe Bedeutung, weil es auf einem der wichtigsten Wegekreuze liegt, auf dem Kreuz der großen Ost-Weststraße im Norden der Zone I mit der wichtigsten Süd-Nordstraße aus der Zone I in die Zone II (Dardanellen—Bosphorus), d. h. an einem Punkte von weltbeherrschender Bedeutung in der alten, mittleren und der neuesten Geschichte, wie die ewigen Kämpfe dort von demjenigen um Troja, das älteste Dardanellenfort, bis zu dem furchtbaren Kampf um Gallipoli im Weltkrieg gezeigt haben. Vorausnehmend wollen wir hier schon darauf aufmerksam machen, daß mit dieser Lage die größte Ähnlichkeit hat die Lage des schlesischen Raumes als auf dem wichtigsten Übergang von der Zone II zur Zone III gelegen, wie wir sehen werden.

Die II. Zone, die Donauzone, zu deren Geschichte wir uns wenden, ist im Altertum zunächst bis zur Linie der Donau selber, also im südlichen Teile, später aber in ihrer Totalität, lange Zeit Schutzzone für den Mittelmeerraum gewesen, in Westeuropa und Mitteleuropa vor allem durch die Kelten, die diesen Raum dort anfüllten, in Osteuropa durch die sarmatisch-skythischen Völker, beides große Völkergruppen, die frühzeitig zu einer Halbzivilisation emporgestiegen sind, immer durch die nahe Berührung mit dem Kulturkreis des Südens von neuem kulturell gespeist, aber auch ihrerseits von nicht geringem Einfluß auf die Südkultur, z. B. die Kelten durch ihre frühe Goldwährung auf die wirtschaftliche

Entwicklung der Antike oder im Kriegswesen durch ihre großartigen Verbesserungen in der Ausrüstung, die die keltischen Söldnerscharen in die Südwelt gebracht haben. Was aber den schlesischen Raum betrifft, auf den wir hier nun im Zusammenhang mit den Kelten zum ersten Mal geführt werden, so ist das interessanteste daran, vom europäischen Gesichtswinkel aus gesehen, daß er, der auf der Verbindungsstraße von der II. zur III. Zone durch die mährisch-schlesische Pforte hindurch liegt, damals zum 1. Male eine Einheit geworden ist, indem die Kelten Böhmens und Mährens auch nach Schlesien hinübergestuft sind und dem transmontanen Gebiet bis zur Oder hin Anteil an der Zivilisation der keltischen Donauzone gegeben haben, wie Martin Jahn in seinem Keltenbuch*) jüngst ausgezeichnet nachgewiesen hat. In derselben Zeit, da diese Kelten Böhmens südwärts Volkspplitter abgegeben haben, die bis nach Rom (387) vorgeedrungen sind, in derselben Zeit ist auch Schlesien links der Oder keltisiert worden, also eine erste Verbindung Schlesiens mit Rom geschaffen worden. Das Wichtigste ist, daß also der schützende Gebirgswall damals von Süden nach Norden überstiegen worden ist und zum ersten Male in der Weltgeschichte die Südenländer diesseits und jenseits der Berge sowohl ethnisch wie kulturell eine Einheit gebildet haben, mit anderen Worten: Der schlesische Raum ist als keltischer Gemeinschaftsraum in die Weltgeschichte schon im Altertum, in der Geschichte der I. Zone, eingetreten. Die große Völkerstraße durch die mährisch-schlesische Pforte zur III. Zone ist das Gegenstück zur Dardanellen-Bos-

*) M. Jahn, Die Kelten in Schlesien, Leipzig, 1931.

porusstraße. Wo das Troja, wo das Konstantinopel dieser nördlichen Verbindungsstraße gelegen hat, wissen wir nicht, vielleicht sind wir in Neu-Litauen nicht allzu weit davon entfernt. Die Kelten aber sind die Schöpfer der Zivilisation in diesem späteren schlesischen Gesamtraum. Alle nachfolgenden Völker, zunächst die Germanen, dann die Slaven, soweit sie in diesen Raum sich ergossen haben, bauen auf keltischer Kultur, die gerade in dieser Ecke, die uns besonders jetzt interessiert, nordwärts über die Gebirge weit hinausgegriffen hat. Das Wichtigste aber an der gesamten II. Zone, zu der wir zurückkehren, stellt die Tatsache dar, daß sie, wie gesagt, eine Schutzzone für die erste Zone genannt werden muß. Ihre Nordgrenze feststellen, d. h. hier im Westen bei uns den keltischen Limes feststellen, eine Aufgabe, an der sich zuletzt Jahn in ausgezeichnete Weise beteiligt hat, heißt gleichzeitig die äußerste Ausstrahlung der Antike in den mitteleuropäischen Raum in der vorchristlichen Zeit etwa seit 400 v. Chr. erfassen.

Die Durchstoßung dieses nördlichen Schutzgürtels im Westen durch die Germanen, seit 113 v. Chr. durch die Kimbern, im Osten durch die asiatischen Völker, zuletzt durch die Hunnen, führte die 2. Epoche der europäischen Geschichte herauf, die wir das Mittelalter nennen, wozu dann der spätere Vorstoß der Araber durch die Südländer des Mittelmeeres, weiter durch Spanien nach Gallien eine neue Ost-Westwanderung im äußersten Süden ausschließlich durch die Steppen und Wüsten Nordafrikas gebracht hat, sodaß schließlich eine Umfassung der II. Zone vom Osten und vom Westen her, vom Osten durch die Hunnen und die ihnen nachfolgenden Völker, im Westen durch die Araber



stattgefunden hat. Die neue mittelalterliche Entwicklung hat so die II. Zone, die Donauzone, schon seit der Spät-Antike in den Mittelpunkt der europäischen Geschichte gerückt. Das erste Großreich in der Donauzone, allerdings ein ephemeres Reich, war das Hunnenreich, welches die Donauzone am augenfälligsten in gewaltiger Ostwestlagerung von der Wolga bis zum Rheine und zeitweise noch etwas darüber hinaus nach Gallien hinein (es ist auf den katalanischen Feldern bei Châlons-sur-Marne 451 zusammengebrochen) besetzt gehalten hat. Wir huldigen heute ganz anderen Anschau-

ungen über die Hunnen, seitdem die Bodenforschung die großen Schätze des Reiches ans Licht gebracht hat. Es ist auch gar kein einseitig hunnisches Reichsgebilde gewesen, sondern im Osten sarmatisch, im Westen keltisch-germanisch unterbaut, mit dem Westrom durch Aëtius immer von neuem paktiert hat (erst Attila = Aëtius hat den Egel unserer Heldensage erzeugt), und dem Ostrom zeitweise tributpflichtig gewesen ist. In letzterer Beziehung zeigt sich hier zum ersten Male die Umkehrung in den Verhältnissen gegenüber denen der vorhergehenden Weltepoche. Die Her-

renvölker sitzen jetzt zum ersten Male in der II. Zone, in der Gegend von Budapest, besser gesagt, in Buda, das wie so vieles hier, von den Kelten entdeckt worden ist (civitas Eraviscorum), nicht mehr in der I. Zone. Wie das Römerreich ist das gewaltige Reich der Hunnen kein Volksstaat, sondern ein Völkerstaat, der erste Völkerstaat im Donaugebiet, welches immer wieder zur übernationalen Staatsform einlädt, und ist zugrunde gegangen, weil ihm die Tradition der großen im Orient geborenen Völkerstaaten gefehlt hat, vor allem aber an der Unfähigkeit der Nachfolger Attilas. Doch hat dieser, und das ist sein großes Verdienst, die Donaukulturen zum ersten Male zusammengefaßt und zu einer ersten großen Blüte gebracht, verstärkt durch die neuen Impulse, die das Hunnenvolk aus Ostasien und aus dem Steppengebiet Osteuropas mitgebracht hatte. Verharren wir noch einen Augenblick bei dieser von Osten her erfolgten ersten Großreichsbildung in der II. Zone, die viele Besonderheiten aufweist, die in letzter Linie aus der ungeheuren Aufgeschlossenheit dieser Zone ostwärts nach Sibirien und Turkestan und darüber hinaus bis nach China hin sich erklärt. Die II. Zone ist dadurch am stärksten asiatisch orientiert und infiziert worden. Hier tritt das eurasische Moment ganz anders in den Vordergrund, noch viel mehr als in der I. Zone, die durch die Wüstengebiete Vorderasiens ostwärts viel stärker abgeriegelt ist und sehr langsam und sehr schwer den Weg nach Indien und nach China erst im 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. gefunden hat. Ganz anders nördlich des Schwarzen Meeres, wo seit uralter Zeit die längste Völkerstraße und Kulturimportstraße Eurasiens verläuft. Historiker und Kunst-

historiker haben längst ihr Augenmerk auf dieses Geleise geworfen und sehr viele Besonderheiten gegenüber der Südkultur der ersten Zone gefunden. Die Turfan-Funde haben diese großen Problemkomplexe neu gefördert, und Männer wie der Wiener Strzygowski, der Russe Kossowzoff, der Ungar Alföldi haben hochinteressante Beiträge zu diesen Besonderheiten der Ost-West-Kultur der II. Zone geliefert. Bei diesen religiös totemistisch und theriomorphistisch eingestellten Völkern, meist Reitervölkern, spielen Pflanzen, Tiere und Stilisierungen in der Ornamentik eine ganz andere Rolle, als in der frühzeitig anthropomorph eingestellten südlichen Hochkultur des Altertums; sie haben eine sehr hochwertige, weithin bis nach Skandinavien wirkende, von der antiken Formensprache ganz abweichende Kunst hervorgebracht. In der hunnischen Stammes Sage spielt die göttliche Hirschkuh, die das Volk in die neue Heimat geführt hat, eine große Rolle. Die Cerviden spielen auch sonst eine überragende Rolle in der Vorstellungswelt dieser Reiternomaden, vor allem als Stamm-Mutter vieler Völker, neben der dann ein beliebiges Raubtier als Stammvater verehrt wird. Eine weitere Eigentümlichkeit der Völker der II. Zone, die im Hunnenreich eine erste Großmachtblüte erreichten, ist die Tatsache, daß sie stark iranisch beeinflusst sind und nur ganz wenig hellenisch. Das zeigt sich am augenfälligsten an dem jüngsten auf diesem Wege nach Europa hereingekommenen Volk der Magyaren. Diese haben sehr lange unter iranischem Einfluß gestanden, und sie sind dadurch nicht nur ethnisch, sondern auch kulturell ein Fremdling in ihrer europäischen Umgebung; während die Völker dort alle sozusagen ein hellenistisches Bad genommen haben, sind die Ungarn allein ira-

nistisch gebadet; um nur eines zu erwähnen: die herrliche magyarische Festtracht, von der unsere Husarenuniform stammt, ist rein persisch.

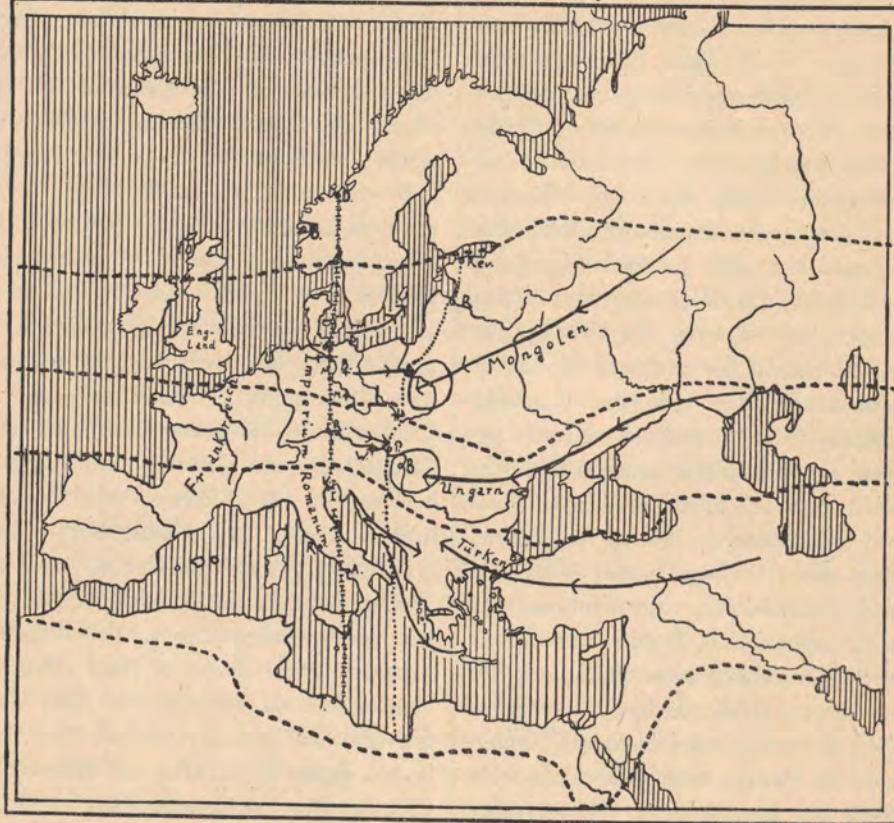
Was so die Hunnen von Osten her, wenn auch nicht in Dauerbildung, geschaffen hatten, das haben von Westen her die Araber versucht. Karl Martells Gegen Schlag bei Tours und Poitiers (732) hat die II. Zone dann vor einer erneuten Großmachtbildung von Westen her durch eine außereuropäische Macht glücklich bewahrt. Der Erbe wurde das karolingische Reich Karls des Großen. Es ist das erste dauerhafte Reich der II. Zone, das aber bei der Einengung von Westen (Araber) und von Osten (Slaven und Avaren, die Nachfolger der Hunnen; an der wichtigen Donau ist Regensburg lange Zeit der fränkische Osthafen zum Schwarzen Meere gewesen) nun auch eine nord-südliche Expansion erstrebt, d. h. in die I. Zone zurück (Garigliano — Grenze in Italien) und in die III. Zone hinauf durch die Sachsenunterwerfung gegriffen hat, das endlich auf diesem Boden das Weströmerreich erneuert, vom Garigliano bis zur Nordsee sich erstreckend, zum ersten Mal ein mehr meridionales Reichsbild in Europa erzeugend. Nach dem Zerfall des karolingischen Gesamtreiches ist der auftrassische Teil unter den Saksenkaisern zwangsläufig in dieselbe Richtung getrieben, d. h. zu einer Doppelfrontenpolitik gezwungen worden: Front nach Süden durch die Kaiserpolitik, auf die Otto d. Gr. (962) zurückgreift, und gleichzeitig Front gegen Osten, das für die Deutschen scheinbar unrettbar verlorenes Land jenseits der Elbe.

Beim Eintritt in die Geschichte der III. Zone ruht so alles politische und kulturelle Leben auf dem Raum westlich der Elbe; nur an ihrer Mündung ist

diese Linie überschritten, weil frühzeitig der Drang zum mare Balticum in der hochwichtigen deutschen Nordmark vorhanden war. Wenn wir durch eine nord-südlich gezogene Linie den Kontinent durchschneiden, eine Linie, die von Norden nach Süden die Städte Lübeck, Magdeburg, Regensburg, Venedig, Amalfi, die etwa auf demselben Meridian gelegen sind, verbindet, so führen wir uns dadurch die Drehung um 90 Grad, die damals die europäische Geschichte durchgemacht hat, vor Augen und bekommen damit die damalige Grenze zwischen Westeuropa und Osteuropa. An den Namen der erwähnten ersten vier Städte aber sind die großen Ausfallszentren für die nunmehr beginnende Ostverschiebung des westeuropäischen Raumes gekennzeichnet: Von Lübeck auf der Wasserstraße des mare Balticum, von Magdeburg aus über die Mark Brandenburg in der Richtung auf die polnischen Lande, von Regensburg, dem fränkischen Schwarzmeerhafen, über die Donau abwärts in Richtung Wien gegen die unterdessen von Osten weiter vorgedrungenen Ungarn, von Venedig dann später in der alten I. Zone über den Balkan hinweg und um denselben herum gegen die Türken, die Erben von Byzanz. Aus den vorhergehenden Epochen der europäischen Geschichte hatte das deutsche Volk die Mainlinie oder besser gesagt die saltus-Hercynius-Scheidelinie geerbt. Jetzt tritt in der nunmehr beginnenden 3. Epoche die Elblinie dazu. Keltensland in Süddeutschland, genauer im Gesamttraum südlich der Mittelgebirge, vorübergehend Slawenboden in Ostelbien, darauf ruht eine Zeit lang die Dreigliederung der Geschichte im deutschen Gesamttraum. Die süd-nördlichen Gegensätze sind alteuropäisch, sie gehen bis in die Steinzeit zurück; der

3. Epoche: Hochmittelalter.

- Ostlinie d. östl. ma. Imperium Romanum der Deutschen.
 ++ Erste Verschiebung ostwärts [Brandenburg, Meissen, Wien].
 --- Weitere Verschiebung ostwärts.
 --- Ostgrenze d. Kolonialbodens, dann im Laufe d. Zeit Grenze von West- und Osteuropa.
 --- Die neuen asiat. Völker.
 OO Die sinus imperii: Polen [Gnesen], Ungarn [Gran].



westöstliche Gegensatz dagegen ist jung und sofort durch die Gegenaktion des im neuen Imperium des Westens geeinigten Deutschland angegriffen worden. Wir stehen damit vor der großen West-Ost-Bewegung des Mittelalters, welche wir die deutsche Kolonisation nennen, in der Lübeck, die Gründung Heinrichs des Löwen, der Ausgangspunkt der gewaltigen Ostsee-Kolonisation wurde, Magdeburgs Stadtrecht, das Mutterrecht der Oststädte, bis tief hinein nach

Polen drang, endlich Regensburg, das erst durch Verleihung des Stapelrechtes an Wien im 13. Jahrhundert in die zweite Linie rückte. Eine erste Etappe der Ausbreitung wird gegeben durch die Punkte Brandenburg-Berlin, weiter südlich Meissen, endlich Wien. Auf der Donaulinie erhält dann die Ausbreitung frühzeitig ihren Stillstand jenseits Wien bei Pressburg, weil die Ungarn unterdessen auch erstarkt sind und in Budapest von neuem den Gegenpunkt ge-

schaffen haben, bald darauf auch die Türken in weitem Ausgreifen über den Balkan nordwärts jede weitere Verschiebung des deutschen Elementes für lange Zeit verhindern. Ganz anders im Norden in der eigentlichen III. Zone, wo vor allem das Meer der Ostausbreitung die Wege bis tief nach Rußland hinein gewiesen hat. Das neue, das koloniale Deutschland erblüht und kommt um das Nordmeer dank dem Aufstreben der deutschen Hanse auf ihren Höhepunkt. Die Umlagerung des Nordmeeres, der 3. großen Achse Europas, durch die deutschen Hansestädte und ihre Handelsfaktoreien, fortschreitend in westöstlicher Richtung, erinnert lebhaft an die griechische Kolonisation im Mittelmeerbecken in umgekehrter Richtung, hier wie dort eine ausgesprochen städtische Besiedlung und Kolonisation mit frühzeitigem Ausgreifen oft auf die äußersten Punkte. Und was die deutschen Fürsten und die deutschen Städte hier in Osteuropa an der Wasserkante begonnen haben, haben die deutschen Ordensritter vollendet, indem sie die Stadtsiedlung noch ergänzt haben durch Ritter- und Bauernsiedlung. So ist das mare Balticum zu einem deutschen Meer geworden, und unter dem Druck, der vom Meere her südwärts sich fortsetzte, ist auch die längst hier im schlesischen Raum vollzogene bauerliche Binnenlandkolonisation mit einer starken Schutzzone ostwärts, die immer mehr germanisiert wurde, umgeben worden. Ziehen wir eine Linie von Reval über Thorn, Gnesen der alten schlesischen Ostgrenze entlang, dann hinunter zur schlesisch-mährischen Senke und durch Mähren hindurch bis Pressburg, so erhalten wir den Raum, der aufs stärkste jetzt mit deutschem Volkstum durchsetzt wurde, die neue Grenze Westeuropas gegen Osten.

Das alte Imperium der Römer in der I. Zone hatte geendet mit einer Zweiteilung in ein Westreich und ein Ostreich, zwischen denen die Scheidelinie nicht etwa auf der Adria liegt, sondern auf der Balkanhalbinsel am Drin auf der Grenze von Bosnien und Serbien. Das neue Imperium der Deutschen hatte jetzt seine äußersten Pfähle ausgestellt, und die Kirche hat durch Katholisierung Polens im Norden und Ungarns im Süden seit der Jahrtausendwende unserer Zeitrechnung, konzentriert in den Erzbistümern Gnesen und Gran, noch zwei mächtige Ausbuchtungen des mittelalterlichen imperialen Kulturkreises in der III. und II. Zone geschaffen, zwei sinus imperii, „Reichsbuchten“, um einmal tacitenisch zu reden. Aus dem Gegensatz von Westrom und Ostrom, der Urform, hat sich so der Gegensatz von West- und Osteuropa in der mittelalterlichen Weiterentwicklung der römischen Reichsidee herausgestaltet und eine auch religiöse Zweigliederung Europas gebracht, eine weströmisch-katholische und eine oströmisch-griechische Hälfte, in sacris erhaltend, das einst in politicis vorhanden gewesen war. Ein Jahrtausend lang hat diese Grenze der beiden Europa, die das deutsche Kolonisationswerk und die mittelalterliche Kirche festgelegt hatten, bestanden, und wir stehen hier in Schlesien auf der Schwelle der beiden Welten, die das Resultat sind der langen Geschichte Eurasiens, gleichzeitig aber auch auf der Grenze der beiden alten Querzonen II und III, sodaß jetzt die Ähnlichkeit Schlesiens mit der Dardanellen-Bosporus-Kreuzungslinie noch deutlicher vor Augen tritt.

Hier hat nach der großen Drehung der Geschichte um 90 Grad, von der wir sprachen, die Abwehr alles dessen

stattgefunden, was von Osten her in den westeuropäischen Raum einzudringen versucht hat, so 1241 die Abwehr der Mongolen durch den schlesischen Herzog Heinrich II. den Frommen bei Liegnitz auf der Wahlstatt, die seitdem die Kunde von der Bannung der gewaltigsten Gefahr für Europa seit dem Hunneneinfall in der II. Zone für alle ferneren Geschlechter bewahrt, so weiter 1683 die Abwehr der Türken vor Wien durch Graf Rüdiger von Starhemberg, so endlich die Kämpfe der deutschen Ordensritter gegen die zwischen Ost und West eingeklinkten, immer wieder Unruhe stiftenden Polen, in denen zum ersten Mal (1410) der Name Tannenberg, damals Unglück bedeutend für uns, aufleuchtet. Und nachdem dann Friedrich der Große durch die Wegnahme Schlesiens aus den Händen des allmächtig gewordenen Habsburg für den Nordteil des schlesischen Gesamttraumes die erwähnte Drehung der Frontseite noch einmal aus der Nordfrontstellung in die Ostfrontstellung vollzogen hatte, sind die neuen Aufgaben Schlesiens in verstärktem Maße wieder zutage getreten, wie Friedrichs Kämpfe gegen die Russen und dann wieder die gewaltigen Kämpfe an der Ostfront im Weltkrieg gezeigt haben, aus denen Hindenburgs größte Ruhmesstat durch das Heldennmal von Tannenberg für immer uns in schmerzlichem Gedenken, weil wir auch hier wie überall wohl in den Schlachten siegten, um dann im Friedensschluß weite Strecken unseres herrlichsten Ostlandes, z. T. mitten aus deutschem Gebiet herausgeschnitten (Korridor) opfern zu müssen. „Proeliis ambiguus, bello non victus“, „in den Schlachten von zweifelhaftem Erfolg, im Kriege aber nicht besiegt“, dieses hochanerkennde Wort des Römers Tacitus über den

ersten deutschen Befreier, Arminius, gesprochen, dieses Wort mußten wir leider umgeprägt sehen für uns in die Form *proeliis non victi, bello ambiguus* oder noch stärker: *victi*, „in den Schlachten unbesiegt, im Kriege aber niedergeworfen“, allerdings nicht durch die Mächte und Machthaber, die uns rings umgaben, sondern erst durch das Eingreifen der ganzen Welt, zuletzt Amerikas, gegen uns, dem auch der Stärkste schließlich erliegen mußte, diesmal entsprechend dem ungeheuren Kraftaufwand unter dem Freudengeheul der Siegermeute, die über dem niedergelegten Wild das „*Vae victis*“, „Wehe den Besiegten“ erschallen ließ.

In der allernuesten Phase europäischer Geschichte hat nun durch die neue Staatsgestaltung der Friedensdikta Osteuropa stark an Boden gewonnen, z. T. in einer solchen Form, daß den neuen Staaten daraus nur Unglück erwachsen ist. Ich brauche nur daran zu erinnern, daß der jugoslawische Staat, der über die uralten Grenzen weströmischer und oströmischer Staatsgestaltung am Drinfluß hinweglagert, d. h. über Gebiete, die wirtschaftlich, politisch und religiös in großem Gegensatz zu einander stehen, die daher nicht zentralistisch, sondern nur föderalistisch, eventuell gar nur personalunionistisch hätten zusammengefaßt werden sollen, daß dieser Staat hat Bürgerblut fließen sehen, nachdem die Pistolen dort wie schon einmal beim Beginn des Weltkrieges losgegangen sind, durch die Ermordung des Kroatenführers Raditsch. Man überspringt nicht einen 2000 Jahre alten Graben europäischer Geschichte, wie ihn die Grenze zwischen Ost- und Westrom darstellt, in kurzer Zeit, ohne daß Menschenblut vergossen wird. Wer alles dies vor seinen Augen vorüberziehen läßt,

versteht nun auch, wenn ich behaupte: Paneuropa, wie es die Ideologie eines Briand schaffen will, entspricht nicht den historischen Gewordensein unseres Kontinentes. Das eine Europa, das Alt-Europa, ist ein Traum. Es gibt zwei Europa, wie es ehemals als die Urzellen dieses Zustandes zwei Römerreiche am Ende der Antike gegeben hat, und es bleibt schon die Frage unbeantwortet, ob das eine Europa, unser Europa, West-Europa, unter einen Hut gebracht werden kann. Das andere Europa aber, Ost-Europa, steht heute in seinem Kern unter der Herrschaft der russischen Sowjets, die weit von Europa abgerückt in Primitivität zurückgefallen sind und stark nach Asien hin gravitieren.

II.

Nun aber von dem großen Europa-Problem zu dem kleinen des schlesischen Raumes und seiner Bedeutung vom europäischen Standpunkt aus gesehen. Gegenüber dem Verlauf unseres geschichtlichen Lebens in den drei großen Quertracen, die wir betrachtet haben, sind alle übrigen Straßen und Gliederungen des Kontinentes sekundär, so stark sie auch heute durch die moderne Entwicklung des Weltverkehrs und der Weltwirtschaft, die viel mehr nord-südlich als ost-westlich sich bewegen, in den Vordergrund gerückt sind. Sie haben, ehe die neueste Phase der Weltwirtschaft begann, Jahrtausende lang mehr die Rolle von Zubringern gehabt, die die Menschen und Waren auf die großen alles beherrschenden Querbahnen Europas geführt haben. Sie waren gewissermaßen die Gelenke oder Querstränge, durch die die großen Blut- und Nervenbahnen des Kontinents verbunden wurden. Ein Blick auf die Karte Europas zeigt uns, daß hier im Mittelraum, im Zentrum des ganzen Kon-

tinentes, die wichtigsten Zubringerstraßen und Gelenke in nord-südlicher und umgekehrter Richtung der Rhein und die Oder sind, weil sie allein auch in der II. Zone eine Rolle spielen, nicht wie die übrigen meridionalen Ströme Europas nur in der III. Zone. Die Oder ist außerdem für denjenigen, der von Westen kommt, der erste Strom, der, abgesehen von seinem Entstehungsgebiet, kein Gebirge zu durchbrechen notwendig gehabt hat, sondern in der Hauptsache im Flachlande verläuft, genau so wie die Weichsel, ihre Schwester weiter ostwärts. Die Oder, sekundär auch die Weichsel, letztere allerdings stark zurücktretend gegenüber der Oder, ist die größte Zugangsstraße aus der Zone des *mare Balticum* in die Donauzone, zumal aus ihrem Quellgebiet ein bequemer Übergang über das Gebirge in das Marchtal besteht, sodaß beide Flüsse Oder und March zusammengekommen, die große Nord-Südstraße aus der III. in die II. Zone hier im Osten darstellen. Und wenn wir den Boden befragen, so zeigt die Archäologie, daß vom Meere zum Fluß, dem europäischen Fluß katexochen, ein fortwährendes Wandern und Vordringen südwärts durch diese Flußtäler stattgefunden hat seit urvordenklichen Zeiten. Wieviele germanische Völker aus Nordeuropa, die eine Zeit lang in Norddeutschland, Polen und Schlesien geseßen haben, sind darnach durch diese Flußtäler und ihre Verbindungsstraßen zum Marchtal an die Donau hinuntergelangt. In diesen Wanderungen und Gesäßftmachungen der wandernden Stämme, vor allem in diesen Tälern des nord-südlichen Gelenkes, liegt die zweite Gemeinschaft des schlesischen Raumes nördlich und südlich der Gebirge. Wie die Kelten in der vorigen Weltepöche, so haben jetzt die

vorlavischen Germanenstämme zum zweiten Male den schlesischen Raum hüben und drüben besetzt gehalten. Die dritte Einheit aber hat die große mittelalterliche Kolonisation geschaffen, die wieder nicht an den Gebirgen Halt gemacht hat. Es ist germanische Art, vor Wald und Bergen nicht zurückzuschrecken, wie es vor ihnen nur noch die Kelten in gleichem Umfang getan hatten. Sehen wir uns der Reihe nach die nördlichen Randgebirge der II. Zone an; wie die Kelten, die ihnen den Namen gegeben haben, haben auch die Germanen sie überwunden, gerodet, besiedelt und in ihren Hainen ihre Götter verehrt als ein Volk tiefster Naturverbundenheit, das wir nun einmal sind, ein Volk, das durch die Geheimnisse von Welt, Wald und Quell inner wieder hingeführt wurde seit urvordenklichen Zeiten zu seinem Gotte, dem Allmächtigen, der sie bei ihren schweren Wanderungen und Arbeitsverrichtungen beim Haltmachen immer wieder geschützt hat und sicher immer wieder schützen wird, wenn es ihnen auch heute miserabel auf Erden geht.

Wir stehen also hier in Schlesien am Schnittpunkt des germanischen Nord-Süd-Lines mit dem keltischen Ost-West-Lines, die beide auf eine kurze Strecke beim Umbiegen des keltischen Lines südwärts in unserer Gegend zusammenfallen. Darauf beruht die Bedeutung des schlesischen Gesamttraumes in der europäischen Gestaltung und Geschichte. Er ist gleichzeitig einer der großen Nordräume keltischer Geschichte und einer der großen Osträume germanischer und deutscher Geschichte. Er läßt uns da-

her dankbar unseres großen Volkvolkes, der lange Zeit sehr unterschätzten Kelten, gedenken, die unsere Wegbereiter und Schrittmacher geworden sind, für die größte Erbschaft, die uns Deutschen die Geschichte für das Mittelalter überliefert hat, die römische Erbschaft, aus der uns so viele kulturelle Hinterlassenschaften zum Teil in keltischer Vermittlung überkommen ist; ich nenne nur den Steinbau, dem wir im Anschluß an die Kelten gegenüber dem Holzbau der Slaven hier im Osten Eingang verschafft haben. Der schlesische Raum und sein Menschentum trägt so heute die Verantwortung für die Grenzwehr gegen Osteuropa hin, für alles, was ehemals keltischerseits, germanischerseits und deutscherseits Romano more geschaffen worden ist. Hier ist die Grenze, wo plötzlich eine um ein Jahrtausend jüngere Geschichte beginnt, wo die Zahl der saecula der Weltgeschichte plötzlich geringer wird, wo eine Tausende von Jahren alte westeuropäische Geschichte das in Primitivität zurückgesunkene Osteuropa berührt. Möge Schlesien sich immer bewußt bleiben, daß es Grenzwächter war und noch ist, ehemals gegen Norden, jetzt gegen Osten, und daß ihm aus dieser Grenzwachstellung noch heute Pflichten, hohe Pflichten gegenüber dem großen deutschen Gesamtvolke, gegen den großen deutschen Gesamtvolksraum und der deutschen Gesamtkultur in Europa erwachsen, wie wir umgekehrt durch unser Erscheinen gezeigt haben, daß auch wir das Ruheländchen nicht vergessen haben und nicht vergessen wollen, solange ostdeutsche Herzen verbunden in engerem Gemeinschaftsgefühl schlagen werden.

Josef Pfitzner-Prag:

Schlesischer Stammesraum und seine Besiedlung

Was ist denn das, schlesischer Raum? Ist ein Erzeugnis gelehrten Spintisieren, ein Phantom, obwohl das Wort von organischer Zusammengehörigkeit zeugt? Schlesischer Raum ist der Teil deutschen Volksbodens, den jene Deutschen bewohnen, welche die schlesische Mundart sprechen. Die Sprache wird zum Hauptkennzeichen dieser Menscheneinheit, die man wohl auch schlesischer Stamm genannt hat. Und seit wann besteht dieser Stamm, dieser schlesische Stammesraum? Fraglos so lange, als es Menschen schlesischer Mundart, ja schlesischer Art überhaupt gibt. Wie lange aber lebt das Bewußtsein von der Einheit schlesischen Stammes und Raumes? Seit allerjüngster Zeit, um nicht zu sagen, seit der Gegenwart. Wie wird man zweifelnd fragen, es gäbe keine längere Geschichte vom Bewußtsein des Bestandes dieser Einheit? Nein. Mein eigenes Erleben spricht bereits dagegen. Mein Heimatdorf Petersdorf liegt eine Wegstunde von Ziegenhals entfernt. In diesem Dorfe verlebte ich meine Jugend, verlebte ich auch heute noch manche Freizeitstunde und spreche nach wie vor unverfälschte schlesische Mundart. Und wie nannten und nennen wir noch die jenseitigen Grenzbewohner? Die Preußen. Und wenn aus meinem Heimatdorf und dem ganzen Hohenpöcker Bezirk die Leinwandhändler ins Oberland fahren und dort, für dörfliche Begriffe rasch, wohlhabend werden, dann sagen wir: sie fahren „ei de Schlesische“, es sind „Schlesichhändler“. Wir zählen uns also nicht zu Schlesien. Und doch fällt mir da noch eine Redensart unserer Mundart bei, die ich den schles-

fischen Volkskundlern nicht vorenthalten möchte, deren Sinn mir erst klar wurde, als ich an einem herrlichen Sonntagsmorgen das Naturwahrzeichen der schlesischen Ebene bestieg: den Zobten. Wenn jemand unmäßig viel ißt, dann sagen wir: „Du wirst noch da ganz a Zotabarg zussammasraffa“. Hier also wieder eine deutliche Erinnerung an jenen wichtigen landschaftlichen Mittelpunkt Schlesiens, den heute niemand kennt. Wie das wohl kommt? Ach, wird man sofort antworten, da ist jener vermaledeite Berliner Friede von 1742 am Ende des ersten schlesischen Krieges schuld, der das heutige preussische und sudetenländische Schlesien so ganz nach der Manier der Kabinettspolitik des 18. Jahrhunderts ohne Rücksicht auf organisch gewachsene Einheiten auseinander schnitt. Darin ist ein großes Korn Wahrheit beschlossen: die politischen Grenzen waren die Feinde des einheitlichen schlesischen Stammes. Und dies nur 1742? Nein, bereits im 13. Jahrhundert, da die deutschen Siedler in die nachmals schlesischen Gaue zogen. 1742 verstand man unter Schlesien nur das heutige Preussische und das ehemalige Oesterreich-Schlesien. Nordmähren und Nord- wie Nordostböhmen haben niemals den Namen Schlesien geführt und doch sind diese deutschen Landschaften auch von Menschen bewohnt, welche die schlesische Mundart sprechen. Dies veranlaßt uns, ein allgemeines Wort über Wesen und Wirksamkeit politischer Grenzen einzuflechten. Staatliche Grenzen haben zu allen Zeiten gemeinschaftsbildend und kulturverändernd gewirkt und dies überraschend

schnell. Politische Grenzen wenden die Köpfe und Blicke des Einzelnen, wie ganzer Völker gegebenenfalls in die entgegengesetzte Richtung. Politische Grenzen vermögen daher kulturelle, wie vollkliche Einheiten zu trennen und die Sondertheile einander zu entfremden und dies umso nachhaltiger, je primitiver ein solcher Kulturkreis beschaffen ist. Auch die großen Kolonisationen der Weltgeschichte, einschließlich der ostdeutschen, sind der Wirksamkeit politischer Grenzen unterworfen gewesen.

Mit welchen politischen Gegebenheiten hatten denn da die Ostlandfahrer vor 700 Jahren im heutigen schlesischen Raum zu rechnen? Die Sudetenländer waren vom 10. Jahrhundert herwärts zu einem böhmisch-mährischen Reiche zusammengewachsen; aber es stellte mehr nach Außen eine Einheit dar als im Innern. Für die Siedlungsvorgänge bleibt von grundlegender Bedeutung, daß Mähren stets nach einer politischen Sonderstellung strebte und am liebsten Böhmen gleichrangig geworden wäre. Die mährisch-böhmische Landesgrenze besaß eine bestimmte scheidende Bedeutung auch schon für die Slawen. Für das spätere Schlesien wichtig aber war, daß zu Beginn des 13. Jahrhunderts, nur für diese Zeit wollen wir hier ein Bild der staatlichen Verhältnisse entwerfen, das heutige Oppaland zu Mähren zählte, während das heutige Ostschlesien zu Polen gehörte. War die böhmisch-mährische Grenze eine Landesgrenze, eine territoriale Scheide, so wurde die Grenze Böhmens und Mährens gegenüber der Lausitz und dem nachmaligen engeren Schlesien zur Staatsgrenze. Denn dieses war ein Teil des polnischen Reiches, das allerdings zu Beginn des 13. Jahrhunderts gerade in eine Reihe von Sonderterritorien auseinanderbrach, so-

daß die schlesischen piastischen Fürstentümer weitgehend selbständig gestellt waren. Des weiteren schnitt eine Staatsgrenze von dem heutigen Schlesien die Lausitzen los, die unmittelbar zum Deutschen Reich gehörten. Als nun die deutschen Siedler aus dem Westen kamen, hatten sie mit den bestehenden politischen Körpern zu rechnen, sie hatten sich in diese Körper zu fügen und nicht zunächst umgekehrt. Gerade durch diese Grenzen wurde der Siedlerstrom und das neu-gewonnene Siedlungsgebiet staatlich und ländermäßig geteilt. Aber vielleicht waren daran nur die staatlichen Grenzen hauptsächlich schuld. Auch diese Auffassung wird durch den Gang der schlesischen Geschichte widerlegt. Denn gerade die schlesischen Fürstentümer wurden in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts so gut wie samt und sonders zu Böhmen gezogen. Die bisherige staatliche Grenze zwischen Böhmen-Mähren und Schlesien wandelte sich zu einer territorialen, zu einer bloßen Landesgrenze, wie sie zwischen Mähren und Böhmen schon immer bestanden hatte. Aber trotz dieser Einbeziehung in den böhmischen Staat wuchsen doch die verschiedenen Ländern der böhmischen Krone angehörenden Schlesier zu keiner Stammeseinheit zusammen. Auch das Bewußtsein von dieser ist bei ihnen bestimmt nicht entstanden. Es ist vielmehr noch geboten die Frage zu stellen, ob nicht sogar die schier ungezählten territorialen Grenzen Inner-schlesiens — bekanntlich zerfiel Schlesien zu Beginn des 14. Jahrhunderts in ungefähr 16 Sonderherzogtümer — den Begriff Schlesien, d. h. Stamm und Raum, eher aufgelöst und weiter zerfleimert als gestärkt, verfestigt haben. Gerade diese schlesischen Fürstentümer, die man als Schlesien allmählich zusammenfaßte, galten im Rahmen der böh-

mischen Krone samt Mähren als ausgesprochene Nebenländer. Daran änderte auch der starke kulturelle Zug nichts, den Prag samt seinem Hofe und seiner Universität auf Schlesien ausübte. Der schlesische Separatismus war im Rahmen der böhmischen Krone noch stärker als der mährische.

Und trotz der politischen Grenzen entwickelte sich doch ein über geographische und politische Grenzen hinweggreifendes schlesisches Sprachgebiet, das also das Oberland, das Oppaland, die Lausitzen, Nord- und Nordostböhmen, sowie Nordmähren umspannte. Wie geschah denn das? Wissen wir doch, daß gerade politische und kirchliche Grenzen Mundart scheidend, nicht einend wirken. Hier mußte eine starke physische Grund- und Mutter-schicht für alle Schlesier in Frage kommen. Diese gemeinsame physische Erbschicht können nur Siedler abgegeben haben, die in ihrem Hauptstock einem großen Sprachgebiet des deutschen Westens entstammten, also dem mitteldeutschen. Thüringer, Sachsen, Franken, Hessen, sie alle waren wohl hauptbeteiligt an der Heranbildung der typisch kolonialen Mundart: des schlesischen. Aus einer großen Mischung von mütterländischen Dialekten entstand die schlesische Mundart. Das Gesamtgefüge war allen Landschaften Schlesiens deswegen gemeinsam, weil der Grundstock der Siedler sich seiner Herkunft nach gleich. Und gerade deswegen konnte diese Mischung diesseits und jenseits der Sudeten vor sich gehen; bis auf leichtere Abschattungen blieb das Ergebnis da und dort das gleiche. Wann diese koloniale Mundart fertig war, darüber ist sich die Mundartforschung noch nicht recht einig, aber im Mittelalter war dieser Vorgang wohl sicher abgeschlossen. Weil demnach zwischen den Siedlern die

größte stammliche und völkische Verwandtschaft bestand, entstand die gleiche Grundmundart. Damit sind die Grundlagen für das gegenwärtige stammesräumliche Streben aufgedeckt: es sind physiologische, wie sprachliche, die im Verhältnis von Ursache und Folge standen. Ob auch ein schlesischer Menschentyp aus dieser nicht nur sprachlichen, sondern auch Blutmischung entstand, wird die Anthropologie in Zukunft zu beantworten haben.

Trotz der vorgetragenen Beweisgänge und Erwägungen bleibt jedoch noch immer die Frage offen, warum die Kolonisten nicht die Kraft besaßen, die bestehenden politischen Verhältnisse zu ändern, um das Gleichartige zu verbinden. Diese Frage führt zu einer Wesensseite der ostdeutschen Kolonisation überhaupt. Die den westdeutschen Altstämmen und den mitteldeutschen Neustämmen entsprossenen Kolonisten der Ober-, Elbe-, Marchlande hätten nur dann die staatspolitischen Gegebenheiten zu ändern vermocht, wenn sie als organisierte politische Volksmacht mit ganz bestimmten politischen Zielen nach dem Osten gezogen wären. Gerade das kam in diesen Ländern nicht in Frage. Denn hier saßen noch einheimische slawische Fürsten, die von der deutschen Herrschaft, dem deutschen Staate, nicht verdrängt worden waren, wenngleich sie die Lehenshoheit des Reiches anerkennen mußten. Sie nahmen die Deutschen als Einzelmenschen, als Auswanderer, die alle auf eigene Faust nach dem Osten zogen, auf, nicht aber als organisierte oder gar durch das deutsche Königs- oder Territorialfürstentum gestützte Volksmasse. Nicht diese politischen Mächte schützten die Siedler. Sondern das Kaisertum allein hatte eine günstige Atmosphäre für die Verbrei-

tung von Westkultur im Osten geschaffen. Die ostdeutsche Kolonisation war auf weiteste Strecken das Ergebnis einer freien Volksbewegung, deren Glieder nicht mit dem Schwerte, sondern mit dem Pfluge, nicht mit Gewalt, sondern in Frieden als Bringer höherer Kulturwerte nach dem Osten zogen. Auf dem Gebiete der materiellen wie geistigen Kultur waren Polen wie sudetenländische Slawen noch überaus bedürftig. Waren sie ja um vieles später als die germanischen Stämme und Völkerschaften in den Gesichtskreis provincial römischer Kultur getreten, sodaß sie des Christentums erst spät teilhaftig wurden. Auch politisch waren sie erst spät zu einheitlicheren Reichen gereift. Gerade deswegen entwickelte sich in der deutsch-slawischen Volksgrenze ein gewaltiges politisches Kraftgefälle, das begleitet war von einem gleich starken Kulturgefälle. Erst allmählich hat sich das Land ostwärts von Elbe — Saale — Böhmerwald — dies ist roh gesagt die Ausgangslinie der nordostdeutschen Kolonisation — an den Westen anzugleichen, dessen Vorsprung einzuholen gesucht. Gerade dieser Angleichungs- und Ausgleichsvorgang wird wesentlich durch die deutsche Ostwanderung, die letztlich eine Folge des Menschenüberschusses in Deutschland und der Leutearmut im Osten war, warm befördert.

Aus kühlen rationalen Erwägungen politischer und wirtschaftlicher Natur heraus haben sich die slawischen Fürsten entschlossen, das Siedlungswerk in die Hand zu nehmen. Die Siedlerzüge machten an keiner Landesgrenze Halt, sodaß auch in diese Länder die Siedler, gelockt durch die Fruchtbarkeit der Felder, sowie die Bergschätze, einzogen. Sie brachten das Städterwesen mit dem Handel und Gewerbe, sie brachten das Dorfwe-

sen des Westens mit seinen rationelleren Wirtschaftsgrundlagen, schließlich eine höhere Technik mit, deren Nützlichkeit sich die slawischen Fürsten nicht verschließen konnten. All diese Errungenschaften waren aber an persönliche Träger, an Westmenschen geknüpft. Nach Lage der Bevölkerungsdichte konnten das im 12. und 13. Jahrhundert nur Deutsche sein, nicht aber etwa Ungarn oder Skandinavier. Dennoch lauten die Lokationsurkunden immer sehr weitherzig, es sollten Deutsche oder wer immer, der aus der Fremde komme, aufgenommen werden. Nur weil die ganze Bewegung schier unhörbar vor sich ging, fehlen aus dem Beginne dieser wirtschaftlichen Hochkonjunkturzeit die nationalen Dissonanzen und dies, obwohl die slawischen Fürsten durch die Förderung dieser Bewegung aus wirtschaftlichen Gründen mit höchst eigener Hand ihren Nationalstaaten das Grab schaufelten und sie zu Nationalitätenstaaten machten, in denen sehr bald wie in Schlesien das deutsche Element vorherrschte. Nichtsdestoweniger rührt sich bereits um die Mitte des 13. Jahrhunderts, noch mehr aber gegen dessen Ende der slawisch-nationale Widerstand in Böhmen, wie in Polen. In den Hussitenkriegen erreichte er seinen Gipfel.

Konnte er auch seinen Zweck: Verdrängung, Vertreibung und Ausrottung aller Deutschen, alles Deutschen erreichen? Nein. Dazu war das deutsche Element viel zu zahlreich und geschlossen festhaft geworden. Damit werden wir zu dem Detailbild des genannten Siedlungsvorganges geführt, das uns erkennen lehren soll, wie weit denn die mittelalterliche deutsche Siedlung um sich griff. Wenn wir uns dabei mit einigen Hauptstrichen begnügen, so geschieht dies wesentlich aus Zeitmangel, nicht deswe-

gen, weil uns, wie man seit Bretholz anzunehmen geneigt ist, keine Quellen für die Erfassung dieses Vorgangs zur Verfügung stehen. Wir wissen genug aus urkundlichen Zeugnissen über das Vorhandensein der mittelalterlichen ostdeutschen Besiedlung in Schlesien, in Böhmen wie in Mähren und wir haben nicht den geringsten Anlaß, die Großtat des deutschen Volkes im Mittelalter irgendwie schmälern zu lassen. Der schlesische Raum im heutigen Sinne gehört zur zweiten großen Etappe des Vorschreitens der Deutschen nach dem Osten. Waren an der Elbelinie wie im Donautale die Grundlagen für die deutsche Besiedlung bereits im 10. und 11. Jahrhundert durchgeführt worden, so erfaßt diese Bewegung im Wesentlichen im 13. Jahrhundert die Sudeten-, Ober-, Weichsellandschaften. Hier schließt sich dann eine dritte Etappe, Innerpolen und Galizien umfassend, mit dem Höhepunkte der Bewegung im 14. Jahrhundert an. Freilich wurde hier nur zum geringeren Teile deutscher Volksboden, am meisten deutscher Kulturboden gewonnen. Im schlesischen Raume überwog aber der gewonnene deutsche Volksboden um ein Weites den deutschen Kulturboden.

Zwei slawische Fürstengeschlechter sind mit der Durchsetzung der ostdeutschen Kolonisation aufs Engste verknüpft: die Piasten und die Přemysliden, die bereits seit dem 9. und 10. Jahrh. ihren Ausgleich mit dem Westen gemacht hatten. Westeuropäisches Kulturgut wurde seit der Christianisierung immer mehr eingeführt, getragen und ausgebildet durch die Geistlichkeit, durch den Hof und die Großen des Landes, die wenigstens teilweise in das internationale Fahrwasser europäischen Rittertums gerieten. Westeuropäisch aber bedeutete für diese Länder zumeist deutsch. Dazu

kamen die deutschen Kaufleute, die ihre Kolonien gründeten. Aber deutsche Menschen als Angehörige und Vertreter aller sozialen Schichten des deutschen Volkes: des Adels, der Geistlichkeit, der Bürger und Bauern kamen in diese Länder erst zu Ende des 12. Jahrhunderts. Der Hauptbeginn bleibt für Schlesien mit dem Namen Herzog Heinrich I., in Böhmen mit dem Ottokar I., in Mähren mit dem des Markgrafen Wladislaw Heinrich engst verbunden. Unter den geistlichen Würdenträgern taten sich in Schlesien besonders Bischof Lorenz von Breslau und Kloster Heinrichau, in Böhmen das Kloster Břevnov, in Mähren Kloster Welehrad hervor. Demnach führten durchaus die weltlichen und geistlichen Grundherrschaften. Noch vor dem großen Mongolensturm von 1241, dem man zu Unrecht eine so große scheidende Bedeutung für die Besiedlung beimißt, war ein Gutteil Schlesiens besiedelt. Ungefähr 1209 wurde Löwenberg, 1211 Goldberg, 1214 Neumarkt, endlich 1242 Breslau gegründet. Dies die eine sich an die von Meißen nach Schlesien führende Hohe Straße anlehrende Hauptachse. Aber auch die Klöster wie Leubus blieben in der Herbeiziehung deutscher Bauern nicht zurück. Vor allem hat das Breslauer Bistum in seinem Kirchenlande Epoche gemacht. Unter Bischof Lorenz — er starb 1232 — wurden als deutsche Städte gegründet Neiße und Ziegenhals. Zu gleicher Zeit Zuckmantel und ringsum eine Reihe deutscher Dörfer. Hier rückte man also bereits bis ins Gebirge vor. Dies tat Herzog Heinrich aber auch im Gebiete von Schweidnitz, Reichenbach, Frankenstein und Münsterberg. Auch hier eroberte man bereits Bergland, befratete man jenen breiten Grenzwald, der Böh-

men-Mähren von Schlesien schied. Und gerade in diesen Grenzwäldern entwickelte sich nun jenes Wettrennen, jenes Wettfriedeln mit den benachbarten Landesfürsten der böhmisch-mährischen Seite. Besonders Markgraf Wladislaw Heinrich trat in Konkurrenz zum Breslauer Bischof, da er wie dieser am Besitze und Boden des Hohen Gesenkes interessiert war. Ihm verdanken Mährisch-Neustadt ebenso das Leben wie Troppau, Jägerndorf und Freudenthal. Er stieß gerade in diesem geographisch bereits zum Oberlande gehörenden Teile seines Herrschaftsbereiches mit dem Breslauer Bischof bei Zuckmantel, wo Goldgruben entdeckt worden waren, zusammen und nahm sie ihm mit bewaffneter Hand weg. Zum andern paßt dazu ebenso gut die Klage Herzog Heinrichs I. von 1226, daß die Kolonisten so leichtherding ihre Ansässigkeit verlassen und zu den Nachbarkönigen ziehen. Hier ist ein Übergangsgebiet zwischen Schlesien und Mähren aufgezeigt, wo die Siedler herüber- und hinüberwogen. Hier vollzog sich zum Teil jene volksmäßige Durchdringung, welche die Grundlage für das schuf, was heute mit dem Begriff schlesischer Raum geweckt werden soll.

Und zwischen Böhmen und Schlesien, wie sah es denn da aus? Die Siedler rückten da von der Oberher viel energischer gegen das Gebirge vor, als es von Böhmen aus geschah. Denn in Böhmen konzentrierte sich das Siedlungsnetz zunächst in Westböhmen. Immerhin bereitete Ottokar I. auch im nordostböhmischen Grenzwalde bereits Kommendos vor, als er Břevnov das Braunau-Politzer Ländchen überließ, wo dann das Kloster Braunau, der Widerpart von Grüssau, gegründet wurde. Gerade diese Klöster wurden dann zu Mittelpunkt regster Siedlungstät-

tigkeit. Damit erschloß sich eine zweite höchst bedeutsame Stelle, wo Siedler voll aus dem Oberland ins Elbgebiet und umgekehrt herüber- und hinüberwechseln konnte. Die Faust der Natur (Landeshuter Pforte) half entsprechend nach. Aber hier wurde die Hauptarbeit erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts und in dessen zweiter Hälfte geleistet.

Gerade in dieser Zeit hat dann Ottokar II., in Mähren aber Bischof Bruno von Olmütz, seiner Herkunft nach ein Norddeutscher, das Werk gewaltig vorwärts getrieben. Gerade Bruno rückte auf der südlichen, wie nördlichen Seite des Gesenkes, aber auch in der Mährischen Pforte dem Walde zu Leibe. Diese erhielt damit die gleiche Funktion für die Heranbildung einer gemeinschlesischen Mundart wie der Landeshuter Sattel. Zu beiden Seiten des Gesenkes schritt das Werk fort. Überall wurden weitere kleine Städtchen wie Bennisch, Weidenau, Freiwaldau, Römersdorf, Goldenstein, Mähr.-Schönberg, Bärn, Hof angelegt, um nur einige zu nennen. Fast noch intensiver war man aber im ostböhmischen Gebiete tätig. Jetzt entstanden Arnau, Hohenelbe, Trautmann, jetzt aber auch ein weiterer wichtiger Brückenpunkt für das schlesische Siedlungsnetz: Glaß. Gerade die Grafschaft war neben den anderen bereits genannten Übergangsgebieten eines der wichtigsten Bindeglieder zwischen diesseits und jenseits des Gebirges. An diesen Stellen aber, in Glaß wie im Königshaus-Landeshuter Sattel, trafen genau so die Interessen der politischen Mächte des Ober- und Sudetenlandes zusammen, wie vordem bei Zuckmantel. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts gewinnt aber auch noch eine letzte für den schlesischen Raum so bedeutsame Ein-

fallspforte ihren vollen Wert: die von Zittau nach Reichenberg. Damit war von Reichenberg bis zur mährischen Pforte, ja darüber hinaus, das Sudetengebirge im Größten erschlossen. Es geschah noch mehr, als im 16. Jahrhundert eine zweite, im 18. Jahrhundert eine dritte Kolonisationswelle über diese Gebiete hinwegging und wieder Menschen aus dem Sudeten- in den Oberland und umgekehrt führte, ganz zu schweigen vom letzten Jahrhundert, das mit seiner industriellen Entfaltung ebenfalls besonders diese Grenzbevölkerung weiter vermischt hat.

Was aber hatte die ostdeutsche Kolonisation im Mittelalter Bedeutsames für den schlesischen Stamm vollbracht? Die Überwindung der Gebirge als völkerscheidenden Grenzen. Die Sudeten hatten zum größten Teile ihre scheidende Bedeutung verloren, Menschen gleicher Herkunft und gleicher Sprache saßen diesseits und jenseits des Gebirges. Zudem bewies auch die stete Zugehörigkeit des Oppalandes zu Mähren, daß Gebirge durchaus nicht immer das Wachstum politischer Körper behindern müssen. Unvergessen und dreifach betont sei darnach die eindringliche Lehre, die uns die Siedler der ostdeutschen Kolonisation durch die Kolonisation auch heute noch geben: Die Sudeten sind keine Völker und Stämme trennende Grenze. Hören wir daher fernerhin auf, an jenes verlogene Bild und faszinierende Phantom der Atlanten zu glauben, die uns stets die naturgegebene Einheit der „Zitadelle“, des „Kastells“, des so herrlichen Quadrates Böhmen vorgaukeln, ein Bild, das bis ins Unmögliche von den Deutschen immer und immer wieder besungen worden ist. Festigen wir dagegen in uns die andere wissenschaftlich haltbare, nicht dem Reiche

pseudogeographischer Mystik angehörende Überzeugung, daß erst Land und Mensch die natürlichen Landschaften der Erde bilden und schaffen.

Was hatte die ostdeutsche Kolonisation nicht zu überwinden vermocht? Die politischen Grenzen. Diese haben daher auch bis in die jüngste Zeit eine hervorragende völkerscheidende, stammes-trennende Wirkung ausgeübt, das Bewußtsein von der gemeinsamen Herkunft und Sprache nicht recht lebendig werden lassen. Daher nennen wir auch heute noch in meinem schlesischen Heimatdorfe die Preussisch-Schlesier kurz: die Preußen, während wir ihnen früher Oesterreicher, heute wohl vielfach Tschechoslowaken, seltener Sudetendeutsche sind.

Doch da kommt mir soeben ein Wort in den Mund, das noch einer klärenden Bemerkung bedarf: Schlesier und Sudetendeutsche, wie verträgt sich das? Wieder erlauben Sie mir, daß ich nicht zur Interpretation von Urkunden, sondern wie eingangs zu meinem persönlichen Erleben flüchte, zumal es sich bei beiden Begriffen um höchst Lebendiges dreht. Als geborenen, stammesbewußten Schlesier stellte ich mich bereits vor, ich rufe mich nunmehr auch als Verfasser eines 1926 erschienenen Buches mit dem Titel: „Das Erwachen der Sudetendeutschen“ in Erinnerung. Haben Schlesier und Sudetendeutsche nicht nur nebeneinander, sondern sogar zum Teil ineinander Platz? Ich behaupte: Ja. Aber warum? Weil es oberstes Ziel der Sudetendeutschen ist, der unmittelbaren Nachbarschaft zum tschechischen Volke Rechnung zu tragen, sich den Tschechen gegenüber als Einheit fühlen zu lernen, ihnen gegenüber persönliche, politische, wie nationale Rechte zu verteidigen, ihnen gegenüber bei dem ideellen Ringen kulturelle, neu geschaffene

Werte, eine sudetendeutsche Gesamtkultur ins Treffen zu führen, weil uns die politischen Grenzen zu einer Einheit trotz landschaftlicher Unterschiede der Mundart und Herkunft zusammengezeichnet, zu einer Schicksalsgemeinschaft bestimmt haben. Aber weil wir das unverlierbare Bewußtsein besitzen, trotz landschaftlicher Unterschiede nach Herkunft und Mundart doch der höheren Einheit deutsches Volk und deutsche Schriftsprache unlöslich zugehören, vermag die durch die Nachbarschaft zum tschechischen Volk und durch diesen Staat bestimmte Zweckgemeinschaft ihr Daseinsrecht und ihre Daseinsnotwendigkeit voll zu begründen. Diese Schicksalsgemeinschaft hat wesentlich der Gegenwart und der nächsten Zukunft zu dienen.

Der schlesische, sächsische und bayrisch-österreichische Stamm hingegen sind auf die ferne Zukunft eingestellt und bereiten ein werdendes vor trotz politischer Grenzen: ein neues deutsches Volk und Volksbewußtsein, aufgebaut auf den deutschen Stammesgefühlen, bei denen obenan die Überzeugung zu stehen hat, daß sie nur solange Daseinsrecht besitzen, als sie sich als unlösliche Teile des Gesamtvolkes fühlen. Überwunden

werden sollen als volksbildende Faktoren die politischen Grenzen, die territorialen, alteingelebten dynastischen Sonderlinien, die den deutschen Volkskörper so wüst zerrissen haben. Natur und Mensch sollen wieder natürliche Lebenseinheiten bilden, nicht zufällige politische Konstellationen. Die Wirksamkeit politischer Grenzen wird damit auf ein engeres Feld als bisher beschränkt, nicht aufgehoben. Emporwachsen aber wird in der Zukunft fast unhörbar, doch unaufhörlich ein auf seine Stammeseinheiten begründetes deutsches Volkstum, dem das Bewußtsein der vollköhigen Zusammengehörigkeit nicht mehr genommen werden kann. Trügt den verantwortlichen Erforscher deutscher Geschichte nicht Alles, dann bricht ein neuer bedeutender Abschnitt deutscher Geschichte an: die Geschichte des deutschen Volkes in Ost und West und Süd und Nord. Im Osten aber wird zur Großtat des deutschen Volkes im Mittelalter in organischer Fortentwicklung ein neues gefügt: die Großtat des in seinen Stämmen, nicht mehr Territorien, lebendig werdenden deutschen Volkes der Gegenwart und Zukunft.

Karl Sczodrok-Dppeln:

Oberschlesien und die schlesische Stammeskultur

Das alte Oberschlesien umfaßte alles Land von Oppeln bis Teschen. Es rechnete zu ihm also auch das südlich der Reichsgrenze gelegene Gebiet der ehemaligen Fürstentümer Troppau und Jägerndorf einschließlich dem mit dem Neiße-Lande verbundenen Altwatergebirge mit Freiwaldau, aber auch das ehemalige Ostschlesien mit Teschen und Bielig. Bei der Auseinandersetzung zwischen Friedrich dem Großen und Maria Theresia blieb „Süd-schlesien“ bei Oesterreich, während das ganze übrige Obergebiet als Provinz Schlesien mit der Hauptstadt Breslau Preußen zuviel. „Den Garten von Schlesien hat er mir genommen und mir nur den Zaun gelassen“, klagte Oesterreichs Kaiserin. Die Provinz Schlesien wurde später in drei Verwaltungsgebiete, die Regierungsbezirke Oppeln, Breslau und Liegnitz (Ober-, Mittel- und Niederschlesien) gegliedert. Um dieses kleinere preußische Oberschlesien ging nach dem Weltkrieg der polnisch-deutsche Abstimmungskampf, während man Oesterreichisch-Schlesien, ohne es zu befragen, zwischen Polen und die Tschecho-Slowakei aufteilte. Das Genfer Diktat teilte Ostoberschlesien, entgegen den Bestimmungen und dem Ergebnis der Abstimmung, Polen zu, und auf diese Weise wurde Westoberschlesien noch kleiner. Durch die Gewährung provinzieller Selbstständigkeit mit Oppeln als Sitz des Oberpräsidenten und Ratibor als Wohnort des Landeshauptmanns, entwickelte sich in diesem Kernland Oberschlesiens, gefördert durch die Abstimmungskämpfe, ein gewisses Eigenleben und ein starkes ober-schlesisches Bewußt-

sein. Ähnliches ist in dem polnisch gewordenen Ostoberschlesien feststellbar, wenn auch dort das bodenwüchsige Oberschlesientum in seiner Entfaltung durch den starken Druck der polnischen Zentralgewalt auf Schritt und Tritt gehemmt wird.

Im übrigen Schlesien, insbesondere in der Oberhauptstadt Breslau, aber auch in Oberschlesien selbst, hat man die Einrichtung einer besonderen Provinz Oberschlesien zum Teil mit recht gemischten Gefühlen aufgenommen. Man fürchtete eine Schwächung des ober-schlesischen Deutschtums und konnte es nicht verschmerzen, daß durch diese provinzielle Trennung Breslau einen großen Teil seines handelspolitischen und kulturellen Einflusses im oberen Oberland einbüßte. Es ist hier nicht der Ort, für oder gegen die Provinz Oberschlesien Stellung zu nehmen. Nur soviel muß gesagt werden, daß die Provinz Oberschlesien als ein festes deutsches Kraftzentrum sich bereits heute bewährt und zur Lösung noch besonderer schlesischer und deutscher Aufgaben berufen erscheint. Voraussetzung dafür bleibt, daß insbesondere Niederschlesien der neuen Schwesterprovinz weitgehendes Verständnis entgegenbringt und die nötige Rückendeckung gewährt, und wir Oberschlesier umgekehrt die Verbindung mit Niederschlesien und Breslau liebevoll pflegen. Wenn dies in dem letzten Jahrzehnt nicht immer eindeutig geschah, vielmehr auch bei uns in Oberschlesien oft mit außergewöhnlicher Heftigkeit gegen Niederschlesien und Breslau Stellung genommen wurde, so mag entschuldigen, daß die mit der Tren-



nung notwendig verbundenen Auseinandersetzungen mit Breslau sehr viele Reibungsflächen boten, Oberschlesien alle Hände voll zu tun hatte, die eigene Verwaltung von Grund auf auszubauen und als doppeltes Grenzland gleichzeitig einen harten Daseinskampf zu führen gezwungen ist. Umso mehr haben wir Oberschlesier jetzt, da die Wogen der provinziellen Auseinandersetzung — die übrigens vorwiegend auf parteipolitischen Gebieten geführt wurde, weniger auf kulturellem und grenzlandpolitischen — abgeebte sind, die Verpflichtung, uns zu erinnern, wie schicksalhaft Oberschlesien von jeher und auch weiterhin mit Gesamtschlesien verbunden ist und welche Aufgaben insbesondere wir in der Provinz Oberschlesien im Rahmen der Entwicklung des gesamtschlesischen Stammesbewußtseins zu erfüllen haben. Wer unbefangenen Geistes Schlesien durchquert, dem geht ohne Mühe und auf den ersten Blick die Zusammengehörigkeit des gesamten Oberlandes, von der Oderquelle, dem Jabunkapaz und Teschen im Süden, bis nach Sachsen und der Provinz Brandenburg im Norden auf, und es sei in diesem Zusammenhange an jenen berühmten schlesischen Brief Goethes erinnert, in dem unsere Heimat eine zehnfach interessante Einheit genannt wird.

„Oberschlesier, sieh auf die Landkarte“ überschrieb ich ein Flugblatt, das wir im Abstimmungskampfe verbreiteten. Schon ein flüchtiger Blick auf die Landkarte zeigt unser Schlesierland als den Finger Deutschlands, der nach Südosten weist, als eine Mulde oder längliche Schüsselform, von der man nicht ohne Gefährdung des Ganzen ein Stück abschlagen könne. Bereits von unserer Schulweisheit her wissen wir es, daß Schlesien auch mit einem Eichenblatt ver-

glichen werden kann, mit der Oder als Haupt- und Mittelrippe, die Nebenflüsse und Bäche das feinere Geäder des Blattes. Schlesien ist Oberland!

Diese von der Natur gegebene Einheit offenbart sich in geologischer Beziehung ebenso wie landschaftlich. Die Eiszeit erfüllte ganz Schlesien. Findlingssteine, diese Zeugen der Eiszeit, finden wir in den ober-schlesischen Wäldern wie im Bereiche der Provinz Niederschlesien. Die Bergwelt der Sudeten ist einheitlich, ob wir uns ins Altvatergebirge oder weiter nach Norden wenden. Gleichen Charakter zeigt auch das fruchtbare schlesische Bauernland, jener ertragreiche Lössboden im Sudetengebirgsvorland, der dem Landwirt dieselben Arbeitsbedingungen gibt in den ober-schlesischen Kreisen Ratibor, Leobschütz, Neustadt, Reisse und Grottkau, wie in den Kreisen Mittel- und Niederschlesiens von Frankenstein bis hinauf nach Görlitz. Ober- und Niederschlesiens Waldgebiete reichen sich geschwisterlich die Hände und stehen, wenn auch in heute weniger innigem, so doch vorhandenem Zusammenhange, wie die schmalen Waldgebiete in Mittelschlesien, im Norden zwischen Oder und Bartsch, im Süden auf dem Sudetenkamm, als verbindende Glieder aufgefaßt werden können.

Was Wunder, daß auch die Bewohner der großen schlesischen Mulde seit undenklichen Zeiten immer zusammenstrebten und, wenn das Schicksal es zuließ, auch zusammengehörten. Bereits in der Urzeit läßt sich diese Bevölkerungseinheit des gesamtschlesischen Raumes nachweisen. Es sei erinnert, daß die steinzeitlichen Funde von Ottitz bei Ratibor und Jordansmühl in der Provinz Niederschlesien, die bronzezeitlichen Erinnerungen beider Gebiete nahesten Stammesverwandtschaft zeigen und daß dann

auch ganz besonders in der germanischen Urzeit ganz Schlesien von dem Stammesverband der Vandalen besiedelt war bis in die Völkerwanderung hinein, was wiederum durch viele und schöne Funde sichtbar wird.

Auch aus der slawischen Zeit wird die schlesische Einheit dokumentiert, indem z. B. der Piastherzog Wladislaw ganz Schlesien beherrschte und Friedrich Rotbart den Söhnen dieses Wladislaw, den die Jagier seiner großpolnischen Verwandten zum Flüchtling hatte werden lassen, ganz Schlesien als rechtmäßiges Erbe wiedergewann. Der Name Oberschlesien (Silesia Superior) kam reichlich spät auf — etwa seit 1450 — und ist nicht höher als eine einfache Gaubezeichnung zu werten, ebenso, wie die vielgenannte Presbeka, der Grenzwald zwischen Ober- und Niederschlesien, als Gaugrenze anzusprechen ist. Wie sehr die beiden Schlesien zusammengehörten, zeigt sich ja auch in der kirchlichen Verfassung des Landes, indem das Bistum Breslau seit seiner Gründung im Jahre 1000 Ober- und Niederschlesien gleichermaßen umfaßt als „Kirchenprovinz Schlesien“ (Sacra provincia Silenci).

Darüber, wie eng verbunden die schlesischen Piasten sich trotz ihrer gegenseitigen Eifersüchteleien verbunden fühlten, einige kleine Beispiele: Herzog Heinrich I. von Niederschlesien sehen wir noch 1230 die Vormundschaft führen für die minderjährigen Söhne des ober-schlesischen Herzogs Kasimir. Boleslaw von Oppeln erscheint 1288 als Heerführer Herzog Heinrichs IV. von Breslau gegen Polen. Bolko II. von Falkenberg treffen wir öfters in Breslau (1319, 1356, 1358). Infolge des Erbrechts traten die niederschlesischen Fürsten in den Besitz ober-schlesischer Landesteile. So ge-

langt Konrad I. von Dels durch Heirat mit Euphemia 1388 in den Besitz von Cosel und Przemislaus von Teschen bekam 1383 die Hälfte von der Stadt Glogau. Bolko II. von Falkenberg († 1370) hatte als Gemahlin Osta (Euphemia), die Tochter Herzog Heinrichs VI. von Breslau. Bolko II. von Oppeln († 1356) war mit Elisabeth, Tochter des Herzogs von Schweidnitz, vermählt. Die Tochter Wenzels von Oberglogau († 1370), Euphemia, wurde die Gemahlin Bolkos III. von Münsterberg. Nikolaus I. von Oppeln († 1476) führte als Gemahlin Magdalena von Liegnitz heim. Die ober-schlesischen Herzöge haben auch schon frühzeitig die Zusammengehörigkeit zum übrigen Schlesien betont und sich „Herzog von Schlesien“ genannt. Gemeinsam mit den niederschlesischen begaben sich dann die ober-schlesischen Herzöge unter den Schutz der deutschen Krone Böhmens, nachdem ein ober-schlesischer Herzog, Kasimir II. von Beuthen, als erster 1289 den Anfang dazu gemacht hatte. Und der König Johann von Böhmen nannte sich deshalb „Herzog beider Schlesien“. Im Münzberger Verträge von 1479 wird gleichfalls von „beiden Schlesien“ gesprochen und Herzog Kasimir von Teschen nennt sich 1490 „Hauptmann beider Schlesien“. Auch Bischof Konrad von Breslau wurde 1421 als Landeshauptmann beider Schlesien gewählt, wie auch der schlesische Fürstenbund von 1402 die Herzöge beider Schlesien eintrug. Beide Schlesien leisteten auch immer dem Landesherrn gleichzeitig den Lehnseid. Oft sehen wir die ober-schlesischen Herzöge die niederschlesischen in ihren Kämpfen unterstützen. 1195 kommandierte Jaroslaus, Herzog von Oppeln, die niederschlesischen Truppen in der Schlacht gegen den Polenkönig. 1277 zieht Boleslaus

von Oppeln den Breslawern zu Hilfe. Gemeinsam kämpfte man gegen die Feinde des Deutschtums. Um vor den polnischen Bedrohungen sicher zu sein, hatten sich die schlesischen Pfaffen insgesamt dem damals deutsch regierten Böhmen angeschlossen; als dann von dort die Tschechisierung drohte, ermanneten sich die Schlesier zum Widerstande und bei der für diesen Zweck einberufenen Fürstenversammlung im Rathause zu Breslau finden wir 1476 u. a. auch unseren obererschlesischen Herzog Nikolaus von Oppeln († 1488) mit seinem Sohn Ludwig, und gerade er vertrat energisch die deutsche Sache. Auch die Städte standen in engen Beziehungen zueinander. Als 1361 die Schneider von Schweidnitz eine Tagung hielten, kamen von den schlesischen Städten auch die von Oppeln hinzu.

Diese gesamtschlesische Verbundenheit wurde außerordentlich innig und unlösbar durch die deutsche Besiedlung im frühen Mittelalter. Die deutsche Volksbewegung der deutschen Rückwanderung erfaßte alle Teile Schlesiens, an ihr hat Oberschlesien hervorragenden Anteil. Der Blutstrom der wagemutigen deutschen Siedler ist der gleiche in Ober- und Niederschlesien. In allen Teilen Schlesiens erfolgt die Aussetzung der Dörfer zu deutschem Recht, und die Stadtanlagen zeigen überall das gleiche ostdeutsche Schema. Gleichermaßen segensreich ist in allen Teilen Schlesiens das Wirken der deutschen Klöster, in Oberschlesien insbesondere der Zisterzienserklöster Rauden und Himmelwitz und der Prämonstratenser in Czarnowanz.

Oberschlesien teilt mit den anderen Gebieten der schlesischen Landschaft redlich die großen geschichtlichen Erschütterungen, den Mongoleneinfall, die Hun-

sitenkriege, die Reformation und Gegenreformation und träumt dann gemeinsam mit ihnen unter Habsburgs Krone einen Dornröschenschlaf, aus dem sie recht unvermittelt 1741 die preussischen Trommeln wecken.

Seit der Teilung in preussisch und österreichisch Schlesien werden Ober- und Niederschlesien dem preussischen Stil angeglichen, während Südschlesien beste österreichische Art weiterentwickelt. Nach 1871 hat ganz Preussisch-Schlesien Anteil an der Gestaltung reichsdeutscher Lebensart, an dem äußeren Aufstieg des Deutschen Reiches, an den sozialen und hygienischen Errungenschaften, an der wirtschaftlichen Hebung breiter Volksschichten.

Das amerikanische Emporwachsen der obererschlesischen Industrie insbesondere aber läßt dieses Gebiet auch zu einem Gefahrenherd werden. In ruhigen Zeiten wären deutsche Redlichkeit und Gestaltungskraft diesen Gefahren rechtzeitig begegnet. Aber der Weltkrieg und seine Auswirkungen ließen die Spaltpilze sozialer Unzufriedenheit und der Begehrlichkeit des polnischen Nachbarn gedeihen und führten durch das bekannte Diktat der Siegermächte zum Verluste Ost-oberschlesiens.

Niemals jedoch vermochten in Schlesien die politischen Grenzen die Bindungen kultureller Art und des gleichen Blutes zu lösen.

So sind in allen schlesischen Teilgebieten und gerade auch in Oberschlesien die Kennzeichen der deutschen Besiedlung bis auf den heutigen Tag aufs stärkste ausgeprägt: Die mitteldeutsche Dorf- und Stadtanlage, fränkische Höfe und Tore, die Leimes, d. h. Speicherbauten, Laubenhäuser, Bildstöcke und Gühnkreuze, die eigenartige schlesische Volkskunst und das Hausgerät, die deut-

sche Bauweise von der Gotik bis zum Barock in den prächtigen schlesischen Kirchen, Klosterbauten und vielen Bürgerhäusern. Aber auch die ammutigen Windmühlen und einzigartigen obererschlesischen Holzkirchen, nicht zu vergessen unsere bunten, obererschlesischen Trachten, sind alles andere als eine Bindung an die benachbarten slawischen Völker. Sie sind eigenwüchsig schlesisch durch und durch, sie knüpfen die Bande schlesischer Zusammengehörigkeit und beweisen, daß das Gesicht Gesamtschlesiens immer nach Westen, nach Deutschland gerichtet war und unser Land in den germanischen, den deutschen Kulturkreis gehört.

So schlagen auch die schlesischen Herzen, besonders dann, wenn sie frei entscheiden können, trotz aller Grenzziehungen brüderlich zusammen. Die obererschlesischen deutschen Mundarten verbinden uns mit Niederschlesien ebenso wie mit dem heute zur Tschechoslowakei gehörenden Altvatergebiet, aber auch die obererschlesisch-slawische Mundart, das sogenannte Wasserpölnische kann seine enge Verbundenheit mit dem deutschen Schlesiertum und die Verschiedenheiten zum Hochpölnischen nicht verleugnen. Auch Gage und Brauch der verschiedenen Teilgebiete klingen harmonisch zusammen; das „Todaustreiben“ und das „Commerzingen“ haben in Niederschlesien das gleiche Heimatrecht wie bei uns in Oberschlesien, mag unser obererschlesisches Volk in seiner Mundart diese typisch deutschen Bräuche auch „Marzana“ und „Gott“ nennen. Die deutsch-slawische Mischung hat den deutschen Neustamm der Schlesier nach den gleichen Gesetzen geformt in Nieder- und Oberschlesien, nur mit dem Unterschiede, daß in Niederschlesien die freiwillige Eingedeutschung der slawischen Elemente seit längerem abgeschlossen ist, während sie

bei uns in Oberschlesien sich noch im Fluß befindet.

Die geistigen Kräfte Oberschlesiens waren von jeher gleichzeitig schlesisch und deutsch. Schon der erste große Musikergenius, an den sich Oberschlesien seit einigen Jahren wieder mit Stolz erinnert, der Himmelwitzer Abt Johann Nicius († 1620) wäre ohne den fruchtbaren Kräfteaustausch mit Niederschlesien nicht möglich gewesen. Johann Nicius ist in Görlitz geboren, seine Ausbildung erhielt er in Meisse, mit 30 Jahren fand er Aufnahme in das Kloster Rauden im Kreise Ratibor und kam von dort nach Himmelwitz, wo er mitten im Groß-Strehlitzer Kreise seine unsterblichen Motetten schuf und sich für schlesische und deutsche Art bei der Gestaltung der Klosterverfassung auf das kräftigste einsetzte.

Es ist wie ein Symbol, daß Joseph von Eichendorff, im obererschlesischen Walde geboren, der Sänger des deutschen Waldes wurde und uns heute als eine besonders gelungene Prägung des schlesischen und ostdeutschen Menschen erscheint. Gustav Freytag, in Kreuzburg in Oberschlesien geboren und einem alten kernigen schlesischen Grenzergelecht entstammend, wurde uns in seinem gesamten Lebenswerk ein eifriger Mahner, gesundes Deutschtum im Grenzland zu bekennen. Ähnliches ist von Max Waldau (Georg Spiller von Hauenschild) aus Tscheiditz im Kreise Cosel zu melden, der mit besonderer Liebe schlesische und auch schon obererschlesische Eigenart herausarbeitete und dessen Herzenswunsch es war, daß über seinem frühen Grabe immer deutsche Eichen rauschen möchten.

Ueberhaupt alles, was aus Oberschlesien Rang und Namen errungen hat, und das ist sehr beachtlich, pflegte zu-

meist die Verbindung mit „Grüß Braßel“, empfing dort seine Ausbildung und Anregungen mannigfacher Art oder aber — und dies oft zum Schaden schlesischer Geltung — setzte sich durch in Berlin, München, Wien, den anderen geistigen Mittelpunkten Deutschlands. So sehr wir uns freuen dürfen, daß solche wertvolle Landsleute draußen in der Welt durch Hochleistungen letzten Endes für die engere Heimat warben und werben, wird doch im allgemeinen die gute schlesische Stadt Breslau für uns das Näherliegende bleiben, und neidlos wollen wir Oberschlesier die Vorort- und Führerrolle Breslaus anerkennen, wie sie durch eine alte und gute Ueberlieferung, durch die Breslauer Universität und Technische Hochschule, die wertvollen Museen u. a. m. für lange Zeit bedingt und gesichert erscheint. Umgekehrt wird aber Breslau sich zu Nutz und Frommen unserer ober-schlesischen Grenzlandarbeit zu einer selbstlosen Anerkennung des bodenständigen geistigen Lebens in Oberschlesien bekennen müssen. Ein geistiger Grenzschutz, für den wir in Oberschlesien uns oft unter sehr schwierigen Verhältnissen mühen, muß pfleglich aus unserer Landschaft selbst herauswachsen; die Dinge lassen sich von dem entfernteren Breslau nicht genau überschauen. Das hat die ober-schlesische Abstimmungszeit zur Genüge aufgezeigt. Damals wurde die starke ober-schlesische Heimatbewegung geboren, die noch heute im Fluß ist und der Hunderte von opferwilligen Kräften in Stadt und Land dienen. Die ober-schlesische Heimatbewegung findet auf kulturellem Gebiete in ihren Spitzenorganisationen (Oberschlesischer Kulturverband, konfessionelle Bildungspflege und Bund für Arbeiterbildung) nach außen hin eine Zusammenfassung und einen stark geprägten Ausdruck

z. B. in der Vereinigung für ober-schlesische Heimatkunde und ihren Bestrebungen urgeschichtlicher, geschichtlicher, volkskundlicher, naturkundlicher und ähnlicher Art, im Gau Oberschlesien im Schutzverband deutscher Schriftsteller, in der ober-schlesischen Landesbücherei in Ratibor und den guten Stadtbüchereien, den ober-schlesischen Museen u. a. m. Wenn Oberschlesien sich kein einheitliches Zentralmuseum schuf, die Kulturpflege überhaupt in verschiedenen Orten sich ihre Mittelpunkte suchte, so hat dies seine guten Gründe. Es liegt uns sehr viel daran, möglichst viele und eigenwüchsige kulturelle Stützpunkte auszubauen, so, wie auch keine unserer großen Städte die unbedingte Führerschaft für ganz Oberschlesien und in allen Dingen beanspruchen kann. Gut so!

Die schöpferischen Kräfte Oberschlesiens, von denen hier die Rede war, haben sich in der kulturellen Monatschrift „Der Oberschlesier“, einer richtigen Gemeinschaftsleistung, einen sinnfälligen Ausdruck ihrer Arbeit, ein Bindeglied und Sprachrohr geschaffen, über alles sonstige Trennende hinweg. Gerade die bisherige Entwicklung des „Oberschlesiens“ zeigt, daß eine typisch heimattreue Betätigung bei uns nicht zu einem Gegensatz zu Niederschlesien und Breslau zu führen braucht. Obwohl die ober-schlesische Monatschrift sich bewußt auf ihre ausgesprochen landschaftlich gebundene Aufgabe beschränkt, steht sie doch von jeher in freundschaftlichen Wechselbeziehungen zu Breslau und zu den schlesischen Gebieten im Bereiche der Tschechoslowakei. Die notwendige „Versonderung“ Oberschlesiens soll eben niemals zu einer Absonderung führen. Aber mit Josef Nadler, der das Wort von der „Versonderung“ Oberschlesiens prägte, und der dem ober-schlesischen Schrifttum

so viel pflegliche Beachtung schenkt, wie wir auf der Schlesischen Kulturwoche in Gablitz 1930 hörten, wissen wir: „Was in keinem von uns einzelnen, was in keinem der deutschen Stämme ist, das kann auch im deutschen Volke nicht sein. Und was wir im deutschen Volke haben möchten, das müssen wir zunächst in uns selber und in jedem unserer Heimatgenossen lebendig machen... Man muß zunächst in der Tiefe gewesen sein, wenn man in die Breite will“.

Aus dieser Gesamtlage ergibt sich, wie Oberschlesien an der Entwicklung eines gesamt-schlesischen Stammesbewußtseins mitwirken kann, also an einer Aufgabe, die — das sei unterstrichen — unabhängig von den augenblicklichen politischen Grenzen uns gestellt ist auf Grund der unveräußerlichen Natur- und Menschenrechte kultureller Entfaltung und Volkwerdung.

Es liegt, das dürfte aus den vorangegangenen Ausführungen deutlich geworden sein, durchaus in der Richtung einer Stärkung des gesamt-schlesischen Stammesbewußtseins, wenn wir Oberschlesier zunächst unsere landschaftliche Eigenart pflegen, aus der ober-schlesischen Landschaft heraus den ober-schlesischen Menschen harmonisch zu formen versuchen, an die Stelle eines in Oberschlesien vielfach beobachteten überaus schädlichen Minderwertigkeitsgefühls gegenüber der heimischen Leistung ein gutes Selbstbewußtsein setzen. Wir erfüllen ferner eine einfache Pflicht der Dankbarkeit, wenn wir dem zweisprachigen Bevölkerungsteil Oberschlesiens in sprachlicher Beziehung ein weitgehendes Verständnis entgegenbringen. Vergessen wir niemals, daß bei der großen schicksalschweren Volksabstimmung Oberschlesiens im Jahre 1921 fast 42%

aller deutschen Stimmen von den „polnisch“ Sprechenden abgegeben worden sind, trotz aller Wahlfälschungen und Terrorakte. Auch der zweisprachige Volksteil Oberschlesiens wurzelt eben seit Jahrhunderten im deutschen Kulturkreis, ihm erscheint auch heute noch das Deutsche als das „Seine“, das Erstrebenswerte, das der beherrschen müsse, der in die Bildungsschicht hineinwachsen wolle.

Der ober-schlesische Minderheitenschutz wird aber auch nicht nur gute Früchte in Oberschlesien selbst tragen, sondern dürfte, wenn erst wieder einmal eine vernünftige und leidenschaftslosere Betrachtung der Dinge sich durchsetzt, unseren Volks- und Gesinnungsgenossen in Polen und der Tschechoslowakei nützen. Gewiß hat dieser Minderheitenschutz, weil er hier in Oberschlesien unter dem Druck feindlicher Mächte statutenmäßig festgelegt wurde, zunächst das schärfste Mißtrauen der deutschgesinnten Kreise hervorgerufen. Die praktische Durchführung des Minderheitenschutzes aber zeigt, daß er gerade hier bei uns in Oberschlesien nichts Neues bringt, daß die Stärkung nationalpolnischer Tendenzen niemals eine Forderung des Volkes war, sondern nur der landfremden polnischen Propaganda, und daß der von deutscher Seite gewährte Minderheitenschutz, hochherzig geübt und von sittlichen und religiösen Triebkräften getragen, noch einmal für die Gestaltung des deutschen Schicksals große Möglichkeiten ergeben kann.

Auch das enge Zusammengehen der katholischen Bildungspflege mit dem Deutschtum ist ein wichtiger Wechsel auf eine bessere Zukunft. Wenn wo, so kann hier in Oberschlesien ein für allemal die verhängnisvolle Meinung ad absurdum geführt werden, daß

deutsch gleich evangelisch und polnisch gleich katholisch sei. Aber auch die protestantische Minderheit Oberschlesiens, die in der heimattreuen Front ihr Bestes hergab, hat ihre Sonderaufgaben, sie ist ein wichtiges Bindeglied zu der Schwesterprovinz Niederschlesien, aber auch zum Teschener Gebiet.

Niemand wird ferner ernstlich etwas dagegen einzuwenden haben, wenn man in Oberschlesien eine Stärkung des katholischen Deutschtums von Binnen-Deutschland her sich angelegen sein läßt, wie überhaupt ein Kräftezuwachs aus anderen deutschen Gauen unserem aufnahmefähigen Grenzlande nur nützlich sein dürfte und auch damit begründet ist, weil ja seit langem Tausende und Abertausende von vorwärtsstrebenden Oberschlesiern draußen im Reiche ihr Brot und eine gehobene Geltung fanden. Reichsdeutsche Zuwanderer, wenn sie als Lehrmeister und Wegbereiter zu uns kommen, sollen uns immer willkommen sein. Nur darf diese Zuwanderung nicht zu einer Ueberfremdung und zu einer Schädigung der heimischen Bevölkerung führen. Es ist damit nicht getan, daß etwa der Oberpräsident oder der Landeshauptmann geborene Oberschlesier sind. Die Förderung der geistigen Kräfte in Oberschlesien selbst, und zwar aus den breitesten Volksschichten des ober-schlesischen Volkes, bleibt die Hauptsache, an ihr ist alles gelegen. Auch sollte man mehr als bisher prüfen, inwieweit auswärtige Kräfte besser aus Schlesien selbst nach Oberschlesien gezogen werden könnten. Der stammesverwandte Deutschschlesier steht uns naturgemäß doch am nächsten und ein Kräfteaustausch zwischen den verschiedenen schlesischen Teilgebieten dürfte die gesamtschlesische Ver-

bundenheit sehr fördern, wie ja diesen Wechselbeziehungen Oberschlesien von alters her ein Gutteil seiner deutschen Latkraft verdankt. Eine solche Auffassung dürfte überzeugen, daß der, welcher bewußt für Oberschlesien wirkt, nicht gegen Breslau zu sein braucht!

Wir in der Provinz Oberschlesien werden uns dann, vielleicht mehr als in den letzten zehn Jahren, um die Verbindungen mit Ostoberschlesien zu kümmern haben. Es ist dabei nicht notwendig, daß dadurch Grenzübereien und Grenzkonflikte heraufbeschworen werden. Als nach der Genfer Entscheidung es für uns hieß, von den Schwestern und Brüdern Ostoberschlesiens Abschied zu nehmen, glaubte man, dem Deutschtum im polnischen Teile die Fortführung der Arbeit zu erleichtern, indem auch die kulturellen Bestrebungen und Organisationen sich, der neuen Grenze folgend, hüben und drüben selbständig machten. Dieser freiwillige Verzicht bringt uns aber eine umso größere Verantwortung. Es darf nicht dazu kommen, daß sich die beiden ober-schlesischen Teilgebiete von Jahr zu Jahr mehr auseinanderleben. Eine solche Grabenbildung wäre ebenso abwegig, wie die Ansicht, daß die Deutschtumsverbände in Ostoberschlesien nur den in ihre Reihen aufnehmen könnten, der von Hause aus bereits rein deutschsprachig ist. In Oberschlesien ist Deutscher, wer es sein will! Die Gesinnung ist maßgebend. Indem wir in der Provinz Oberschlesien das Oberschlesientum so warmherzig betonen, werden die Bande immer von neuem geknüpft, die uns trotz allem weiterhin mit den bodenwüchsigen Oberschlesiern in Polen verbinden, ganz gleich, ob diese deutsch oder polnisch sprechen. Ähnliche und ebenso wichtige Anknüpfungspunkte ergeben sich für Ober-

schlesien in den süd-schlesischen Gebieten. Preußisch- und Österreichisch-Schlesien haben sich am meisten auseinandergewachsen in der schlesischen Industriecke, und doch ist Industrioschlesien heute aufgeteilt unter Deutschland, Polen und die Tschechoslowakei, rein wirtschaftlich betrachtet, eine wunderbare Einheit, die, wenn sich diese drei Teile irgendwie einmal finden könnten, für ganz Ost- und Südosteuropa ungeahnte Möglichkeiten aufschließt. Das bewährte Deutschtum in dem tschechoslowakischen schlesisch-mährischen Industriegebiet befindet sich heute zwischen den Mühlsteinen der tschechischen und polnischen Nationalisten. Aber seine Lage ist nicht hoffnungslos, und wie in Preußisch-Oberschlesien und in Ostoberschlesien ein Teil der Bevölkerung zwar das landesübliche Slawisch spricht, aber deutsch denkt und fühlt, so ist auch die slawische Bevölkerung insbesondere von Teschen von jeher deutschfreundlich und geht vielfach heute noch auf im deutschen Kulturkreis. Mit diesen „Glonzaken“, wie sie sich selber nennen, verbindet uns Oberschlesier viel Verwandtes, und Brücken zu ihnen zu schlagen, wäre eine dankenswerte Aufgabe. Dr. Friedrich Lange schrieb mit Recht vor einigen Jahren, daß die Verteidigung Schlesiens am Jabunkapaf liege und daß Oberschlesien nütze, wer den Teschener Korridor nennt. Vergessen wir auch nicht die wertvolle Mittlerrolle, welche die freudeutsch gesinnten Hultschiner erfüllen können, die man so ganz gegen ihren eigenen

Willen dem Gebiete der Tschechoslowakei einverleibt hat. Ein Trost bleibt, daß die Hultschiner in dem nahegelegenen deutschen Troppau und dem ganzen ehemaligen Österreichisch-Schlesien eine gute Anlehnung gefunden haben und daß das nach wie vor selbstbewußte und unbeugsame deutsche Schlesientum der deutschen Siedlungslandschaften von Troppau, Jägersdorf und Freiwaldau und weiter nach Süden nach M. = Schönberg in Nordmähren immer bereit ist, nicht nur mit uns zusammenzuarbeiten und den Anregungen schlesischer Zusammenarbeit nachzugehen, die von uns aus ausgehen, sondern, sehr beweglich und aktiv veranlagt, auch uns hier in Oberschlesien schon manche wertvolle Hilfe geleistet und gute Ideen geweckt und vorwärtsgetrieben hat.

Die ausgesprochene Brückenlage Oberschlesiens ist es also, die unserem Gebiet eine eigene Sendung gibt. Als rechte Schlesier der Mitte wollen wir diese Sendung erfüllen, immer aber und ganz besonders auch dann, wenn wir zunächst rein ober-schlesische Dinge fördern, ein Wort von Theresie Dahn niemals vergessen:

„Schlesisch' Land schlesischem Volk, unzerstückelt und unbeschnitten! Fest umschließt ein Stammes-Band Städte, Dörfer, Recht und Sitten, Unter-, Ober-, Mittelland, wie des Feuers Glut und Flammen schlesisch Land und Volk zusammen!“

Hans Niekrawieź:

Der oberschlesische Bauer

Seinen Acker säumen Wälder. Stürme
blättern dort in Baum und Blütenstrauch.
Döstlich wachsen unter Ruß und Rauch
Halden, Schornsteine und Fördertürme.

Selten schweift sein Blick soweit. Der Erde
gänzlich hingegeben ist sein Herz.
Hart und spröde wie ihr Gestein und Erz
ist auch seine Sprache und Gebärde.

Was ihn je betroffen und bedrückte,
seiner Kraft war es nicht stark genug.
Liefert nur noch furcht das Feld sein Pflug,
seit die Grenze ihm so nahe rückte.

Friedrich Lange:

Leschener Schlesien

Mit Bildern von Agnes Lange

Das Dornröschen unter den mannigfaltigen Landschaften Gesamtschlesiens hat man das Leschener Schlesien genannt. Und mit einigem Recht. Denn trotz der glänzenden Verkehrslage zwischen Preussisch-Schlesien und der Slowakei, zwischen den Sudetenländern und Galizien, trotz der sechsfachen Übergangsnatur mit den durchgehenden Hauptverkehrslinien Breslau—Osenpest, Wien—Warschau, Warschau—Prag, Prag—Lemberg, Lemberg—Wien und Osenpest—Prag ist das schlesische Land an der obersten Weichsel und den ersten Zuflüssen der jungen Oder erstamlich unbekannt. Vielleicht liegt das an dem „51 vom Hundert“-Standpunkt der meisten landläufigen deutschen Sprachenarten; was zu 51 v. H. oder mehr deutschsprachig ist, stellen sie gewöhnlich als deutsch dar, was zu 49 v. H. oder weniger deutsch ist, als nichtdeutsch. Auf diese Weise entrücken unserem Blickfeld infolge der fortschreitenden Entdeutschung in weiten Teilen Mittel- und Osteuropas immer mehr Gebiete, die zum deutschen Volks- und Kulturboden gehören und heute noch einen beachtlichen, lebenskräftigen Zweig des Deutschtums beherbergen. Das gilt auch für Teile des Leschener Schlesien. Zwar haben hier die letzten Jahre manche Ansätze zur Besserung gebracht, wobei besonders auf die verdienstvollen Bemühungen der schlesischen Kulturwochen und der Schlesischen Jahrbücher verwiesen sei, allein noch erfreut sich das Land zwischen Ostrau, Bielsk und dem Jablunkapass in den Beskiden nicht jener allgemeinen Beachtung, die Land und Leute nach ihrer Bedeutung für

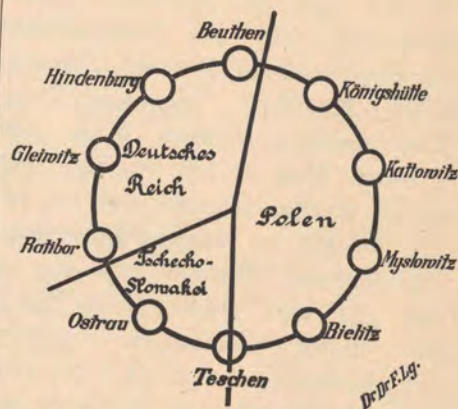
den gesamtschlesischen und gesamtdeutschen Raum verdienen.

Das Leschener Schlesien bildet geographisch und volksmäßig eine Einheit mit dem benachbarten Oberschlesien. Einheitlich war die Bevölkerung hier wie da schon zur Zeit der vandalischen Silingen, von denen uns der Grieche Prokop so anschaulich berichtet. Einheitlich wurde dieser Raum nach der germanischen Völkerwanderung germanisch-slavisches Mischgebiet, einheitlich wurde er in der großen deutschen Rückwanderung nach dem Osten wiedergewonnen, einheitlich erlitt er die Stürme der Hussitenkriege und die folgenden Wirren, die ungefähr die heutige Sprachenverteilung herbeiführten: die einheitliche deutsch-slavisches Übergangsbevölkerung mit eigenen Mundarten, die sich vom Hochtschechischen und Hochpolnischen wesentlich abheben, und die nur deutschsprachige Oberschicht. Wohl brachte das Jahr 1742 eine politische Trennung von Oberschlesien, aber sie wurde zunächst wohl noch nicht so empfunden, da hüten wie drüben die Leitung deutsch blieb und ein großer wirtschaftlicher Aufschwung Entwicklungsmöglichkeiten bot. Erst das Jahr 1866 führte die wirkliche Trennung durch und im Gefolge von 1871 wuchsen Preussisch-Deutsch und Oesterreichisch-Deutsch gerade an der schlesischen Industriecke recht stark auseinander. Das wirkte sich allmählich auch bei der doppelsprachigen Übergangsbevölkerung aus. In Oberschlesien erhielt sie den beschleunigten reichsdeutschen Lebensrhythmus, in Oesterreichisch-Schlesien geriet sie stärker in den Strudel des angriffslustigen tschechischen und pol-

nischen Nationalismus, von denen der letztere zu Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts ja auch nach Preussisch-Schlesien übergriff. Neue Fronten entstanden überdies zu beiden Seiten der preussisch-österreichischen Grenze durch die Verschärfung der sozialen Gegensätze. Oft gingen die Fronten quer durch die Völker.

In diesen unübersichtlichen Zustand
plakzte die Katastrophe von 1918. Sie
brachte das Teschener Schlesien zwischen
die Mühlensteine des radikalen Tschechen-
tums und Polentums. Freilich nicht rest-
los und vor allem nicht so, wie man das
an den grünen Tischen in Paris sich
ausgemalt hatte. Dort war man in der
Erkenntnis, daß der ganze „Städtering
an der schlesischen Industriecke“ mit den
10 deutschen Städtegründungen Königs-
hütte, Beuthen, dem jetzigen Hinden-
burg, Gleiwitz, Ratibor, Ostrau, Le-
sch, Bielitz, Myslowitz und Kattowitz
eine Einheit deutscher Aufbauarbeit bil-
det, auf eine erstaunlich einfache und
„geradlinige“ Lösung ausgegangen. So
gut wie ganz Preussisch-Oberschlesien den
Polen zugedacht war, so das ganze
Teschener Schlesien als Bestandteil der
Gudenenländer in ihren „historischen
Grenzen“ den Tschechen. Aber einfach
ging das nicht. Zunächst rührten sich
die Deutschen und beanspruchten für sich
das von Wilson versprochene und im
Vorfriedensvertrag rechtsverbindlich ver-
einbarte Selbstbestimmungsrecht. In
Oberschlesien ging die Forderung der
Heimattreuen nach ungefeilter Belassung
der Provinz beim Reich, im Teschener
Schlesien wollte man — wenn schon
nicht die Heimkehr in das Reich er-
laubt sein sollte — mindestens eine
Sonderstellung, ähnlich wie sie später,
aber wider die Natur der Dinge, Dan-
zig gegeben wurde. Bezeichnenderweise

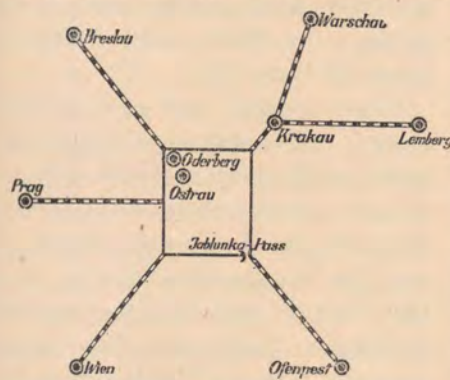
versuchten beide Forderungen hier wie dort beachtliche Teile und die wichtigsten Führer der Doppelsprachigen, der „Wasserpolen“ in Oberschlesien, der „Glonzaken“ (d. h. Schlesier) im Teschener Lande. Schließlich gerieten die tschechischen und polnischen Nationalisten selbst aneinander. Um den Dreisprachenort Karwin kämpften sie sogar mit Geschützen, bis ein Wink aus Paris Halt gebot.



Als dann Oberschlesien sich eine Volksabstimmung ertröste und zu erkennen war, daß trotz der französischen Besatzung die Mehrheit sich für den Verbleib beim Deutschen Reich entscheiden würde, glaubten die Franzosen, Polen anderweitig entschädigen zu müssen. Dabei versiel man auf das benachbarte Teschener Schlesien. Die Tschechen waren damit verständlicherweise gar nicht einverstanden, zumal es noch weitere Zankäpfel im Grenzgebiet der Karpathen (Urugarten usw.) gab. Die Pariser Anordnungen sahen für das Teschener Land eine Volksabstimmung vor, aber nicht mit der Fragestellung „für oder gegen die Wiedervereinigung mit Preussisch-Schlesien?“, sondern mit der Frage „für Polen oder den Tschechenstaat?“ Aber auch diese Abstimmung fand nicht statt, sondern Prag und War-

schau einigten sich, das Land einfach unter sich zu theilen. Das geschah. Die neue Grenze geht mitten durch die deutschsprachige Stadt Teschen.

Diese Grenzziehung ist ähnlich wie die beim preussisch gebliebenen Beuthen, eine europäische Sehenswürdigkeit. Einmal im Hinblick auf das ganze Land, das man längs des Flußthals der Olsa einfach aufgespalten hat. Dann aber auch im Hinblick auf die aufgetheilte deutsche



Stadt. Auf der tschechisch gewordenen Seite liegt der Bahnhof, dagegen sind 73 v. H. des Handels und Gewerbes der Stadt zu Polen gekommen. Im tschechischen Anteil liegt das Gaswerk, während das Elektrizitätswerk an Polen gefallen ist. Die Quellen des Wasserwerkes liegen auf tschechischer Seite, das Wasserwerk selbst auf polnischer. Das große (österreichisch-)schlesische Landeskrankenhaus ist polnisch geworden. Aber krank ist nun das ganze Wirtschaftsleben hüben und drüben, zumal bei dem verheerenden valutariſchen Unterschied.

Noch schwerwiegender als die politische und wirtschaftliche Seite dieser Regelung ist die geistige und seelische und hier beginnt die Tschener Frage über den Rahmen einer Kuriosität hinauszuwachsen zu einer zentralen Frage des Nachkriegseuropas.

Beide neuen Anteilseigner empfinden zwar das Schädliche der geschilderten Verlegenheitslösung, beide betrachten die gegenwärtige Grenze nur als einstweiliges Ergebnis eines Augenblicks, das zur gegebenen Zeit eine Nachprüfung erheische, wobei die Tschechen sich vorwiegend auf ihr „historisches Staatsrecht“, die Polen sich meist auf ihre stark wachsende Kinderzahl berufen. Diese Ungewißheit der künftigen Entwicklung veranlaßt nun aber die beiden Besitzer nicht zu Mäßigung in Fragen der Kultur und des menschlichen Innenlebens, sondern sie beanspruchen ein Recht auf Gewissenszwang haben und drüben. Auf der einen Seite sollen die biedereren Tschechen „gute Polen“ sein, auf der andren „gute Tschechoslowaken“. Das Festhalten an Väterart und Mutter Sprache wird hier wie dort immer wieder verwünscht übel genommen und nicht selten mit Mitteln „beantwortet“, welche die Weltöffentlichkeit von anderen Völkermischgebieten her satzsam kennt.

So kann unser zerrütteter Erdteil aber nicht zur Ruhe kommen. Europa ruft nach Befriedung und organischer Neuordnung. Viele Kräfte regen sich, die an Stelle der unhaltbar gewordenen Friedlosigkeit im Zeichen der Bestimmungen von 1918/21 eine gerechtere Ordnung im Sinne des Ausgleichs und der Zusammenfassung nachbarlicher Energien setzen wollen. Die durch das Vorherrschen von Staatsprachen und Staatszwang zur Unfähigkeit verurteilten Kräfte in Europa rufen nach Betätigung und Schaffensraum. Die Zahl dieser Angehörigen nationaler Minderheiten beläuft sich gegenwärtig in unserem Erdteil wohl auf 45 Millionen Menschen, also mehr, als es Franzosen in Frankreich oder Italiener in Italien gibt. Diese Minderheiten haben, teils

mehr, teils weniger lebhaft, den Wunsch, unbeschadet ihrer Einstellung zu ihrem Herbergsstaat ihre Sprache, ihren Glauben, ihre Sitte in Haus, Schule, Amt und Wirtschaft zu erhalten und zu pflegen, und zwar um so mehr, als es sich hier um Gebiete ureigenster Persönlichkeitsrechte handelt. Aus diesem Grund greift eine Unterbindung oder Verletzung solcher Persönlichkeitsrechte viel schmerzlicher an die Betroffenen als etwa eine Rechtsverkürzung auf rein politischem Gebiet. Diese ganze Lebenssphäre muß daher für Europa nach großen Gesichtspunkten geordnet werden, die dem Frieden dienen. Wer wahren Völkerfrieden will, muß deshalb auch an eine planmäßige Regelung auf weite Sicht auf dem Gebiet der kulturellen Pflege und Betätigung denken. Wenn heute noch hier und da die Erörterung dieser Frage bei den betroffenen Mehrheits- und Minderheitsvölkern einen Stachel zurückläßt, so sollte das vernünftigerweise ausgeschlossen sein in einem Gebiet, wo drei Völker um den Boden ringen. Hier kann es keine absoluten Sieger geben. Hier wird immer ein Ausgleichen wenigstens teilweise erforderlich sein. Das aber bereitet den Boden besonders günstig vor für einen offenen und ehrlichen Gesamtausgleich nach großen, einheitlichen Gesichtspunkten. Dieses Dreiecksverhältnis zwischen Deutschen, Tschechen und Polen in Verbindung mit dem Eigenwuchs der bodenständigen Slonzaken macht das Teschener Schlesien für die zwischenstaatliche Minderheitenschutzarbeit so wichtig als Versuchsfeld für einen wahrhaft freiheitlichen und fortschrittlichen Ausgleich kultureller Lebensbetätigung jenseits aller Politik. Nicht darum darf es gehen, einem der beteiligten Völker „eins auszuwischen“, sondern die durch Zeit

und Umstände zerrissene Kulturseele der Schlesier aller Sprachen bedarf einer pfleglichen Behandlung, einer Herausführung durch große Blickpunkte aus der Verengung des Jüngstgewordenen. Wenn von anderer Seite gesagt worden ist („Der nahe Osten“, Januar 1931, S. 27), das Teschener Schlesien werde sich als Sprengkapsel am Pulverfaß Europa erweisen, so bekennen wir uns demgegenüber zu dem Wunsche nach friedlicher Entspannung, unter Heranziehung aller Kräfte, aller Völker, die guten Willens sind.

Gerade deshalb muß aber festgestellt werden, daß es mit den bisherigen Methoden im Teschener Schlesien nicht weiter geht. Das Unrecht der kulturellen Bedrückung muß wieder gutgemacht werden. Die den Deutschen oder (im polnischen Anteil) den Tschechen oder (im tschechischen Anteil) den Polen weggenommenen Theater, Schulen, Kindergärten, Turnhallen, Büchereien und Vereinsräume müssen ihren rechtmäßigen Besitzern wiedergegeben werden. Die Nationalität der Slonzaken muß dieserseits und jenseits der polnisch-tschechischen Grenze anerkannt werden, aber ohne solche Hintergedanken und Rechenkunststücklein, wie es die tschechische Volkszählung vom Dezember 1930 versuchte. Die Minderheitenschutzbestimmungen müssen weiter ausgebaut und vor allem im grauen Alltag klug und weitherzig angewendet werden.

Für das benachbarte Oberschlesien hat das bekannte Genfer Abkommen vom 15. Mai 1922 eine Fülle bewährter Vorschriften geschaffen, die ebenfalls auf die Verhältnisse eines mehrsprachigen Übergangslandes zugeschnitten sind, wo die Grenzen der Völker und Gesinnung oft quer durch die Familie gehen. Aus der Fülle der Bestimmungen seien nur

zwei hervorgehoben, die auch für das Teschener Schlesien bedeutsam sind. Einmal die Vorschriften über den Grenzübergang, der über den kleinen Grenzverkehr hinaus grundsätzlich allen ortsanwesenden Bewohnern des politisch getrennten, kulturell zusammengehörigen Lands den Grenzübertritt erleichtert. Auf das Teschener Schlesien angewendet, würde das erleichterten Grenzübertritt für alle Ortsansässigen zwischen Ost- und Friedel einerseits, Bielitz-Biala andererseits bedeuten. Solche Regelung würde der Wirtschaft beider beteiligten Staaten nützen und gegenüber der gegenwärtigen Grenzabspernung sowohl „schlesischer“ als auch „europäischer“ sein. Die andere Frage betrifft das Schulwesen. Jeder Zwang, ja jeder Versuch eines Drucks, Kinder gemischtsprachiger Familien in eine Schule mit „Staatssprache“ zu zwingen, müßte aufhören, verboten und unter Strafe gestellt werden (vergl. das genannte Genfer Abkommen). Vor allem aber ruft der Zwang der Verhältnisse nach einer Regelung entsprechend dem Artikel 131 des Genfer Abkommens. Dieses lautet:

„Was die Sprache eines Kindes oder Schülers ist, bestimmt ausschließlich die mündlich oder schriftlich abgegebene Erklärung des Erziehungsberechtigten. Diese Erklärung darf von der Schulbehörde weder nachgeprüft noch bestritten werden. Auch haben sich die Schulbehörden jeder Einwirkung, welche die Zurücknahme des Antrags auf Schaffung von Minderheitenschuleinrichtungen bezweckt, gegenüber den Antragstellern zu enthalten.“

Dieser im Frühjahr 1931 vom Haager Schiedsgerichtshof erneut bestätigte Grundsatz freier kultureller Selbstbe-

stimmung des einzelnen Europäers ist einer jener Schlüssel, die das Tor zu Europas Befriedung öffnen können. Auf die Eröffnung der Möglichkeit, die Kinder in derjenigen Kultur und derjenigen Sprache erziehen zu lassen, die der Erziehungsberechtigte wünscht, warten 45 Millionen europäischer Minderheiten. Denn wenn Europa entgiftet und vom Entnationalisierungswahn erlöst werden soll, muß der Sprachstreit ebenso aus der Zuständigkeit rein obrigkeitlicher Verwaltungswillkür losgelöst werden, wie man es aufgegeben hat, die religiöse Zugehörigkeit der Staatsbürger durch Verwaltungszwang bestimmen zu wollen. Wie sich einst die religiöse Duldsamkeit durchgesetzt hat, so muß das auch für die sprachliche und nationale Zugehörigkeit erreicht werden, wenn Europa nicht in einem Kampf Aller gegen Alle verbluten will. Solchem freien nationalen Selbstbestimmungsrecht des einzelnen Europäers, des einzelnen Erwachsenen entspricht das Recht der Eltern, ihre Kinder in der Sprache unterrichten zu lassen, in der sie es selbst wünschen. An verschiedenen Stellen Europas hat dieser wahrhaft fortschrittliche Grundsatz sich bereits durchgesetzt, so außer in Preussisch-Oberschlesien an der deutsch-dänischen Grenze, im deutsch geleiteten Kärnten und in Estland. Die Feuerprobe wird dieser Lebensgedanke eines neuen Europa im Vielsprachenland Teschener Schlesien zu bestehen haben. Deshalb ist das Teschener Schlesien kein abseitiger Winkel, der aus „51 vom-Hundert-Dunkel“ ungestraft vernachlässigt werden dürfte. Das Teschener Land ist vielmehr ein Angelpunkt nicht nur für die Geschichte der gesamtschlesischen Kultur und des gesamtschlesischen Raums, sondern auch für die Geschichte unseres ganzen Volkes, ja Mitteleuropas.

Dieser zentralen Bedeutung entsprechend erfordert das Teschener Schlesien unsere verstärkte Anteilnahme und das bedeutet wohl zunächst verstärktes Kennenlernen. Der Kohlenstaub von Ostrau darf uns ebenso wenig schrecken wie das geringe Entgegenkommen örtlicher Machthaber gegenüber dem Fremdenverkehr. Gegen wandernde Jugend, gegen verantwortungsbewusste Studienfahrten Erwachsener gibt es keine chinesischen Mauern mehr, wenn wir sie nicht selbst durch Gleichgültigkeit oder Kleinmut errichten. Und wie schön und voller Reize ist das Teschener Land! Gewerbefrohe Städte wechseln mit idyllischen Dörfern, murmelnde Quellen und rauschende Wälder mit donnernden Eisenhütten und tiefgreifenden Kohlenflözen. „Mit dem Gürtel der Karpathen um das grüne Kleid der Saaten“ könnte man singen,

wenn von den prachtvollen Ausichtsbergen der Babia Gora oder der Königin der Beskiden, der Lissa Hora, das Auge schweift über die Gipfel und weiten Lande zwischen Lausitz und Preussisch-Schlesien und weit in die westliche Slowakei hinein. Und dann die Menschen! Soweit sie nicht durch überhitzten Nationalismus ungenießbar gemacht sind, wetteifern die Angehörigen der verschiedenen Völker und Glaubensbekenntnisse im Hervorheben ihrer schönsten Eigenschaften, Bräuche und Trachten. „Arbeiten und fröhlich sein!“, diese gut schlesische Lebensweisheit findet man trotz aller Not der Zeit noch immer auch und gerade in jener unserer Grenzmarken, die heute fast vergessen ist und doch einmal von ausschlaggebender Bedeutung werden kann: im gesegneten und gefährdeten Teschener Schlesien.

Hans Schwarz:

Schlesien und Preußen

I.

Eine Tatsache, die wir zuvor bekennen müssen: die Germanisierung von Schlesien und Preußen ist unterschiedlich verlaufen. Sie bedeutete in Schlesien die freie Durchdringung mit dem Willen der Piasten, in Preußen die langsame Christianisierung durch das Schwert des Ordens.

So nahm Schlesien nicht an dem Kampfe teil, dem Preußen seinen Ursprung verdankte. Als es nach dem Siebenjährigen Kriege im preussischen Staate aufging, bewahrte es einen Charakter, der seinen von Preußen abweichenden kolonialistischen Gepflogenheiten entsprach.

Als aber 1806 der preussische Staat zusammenbrach, wurde es dennoch die Wiege der preussischen Erhebung, die von Breslau her die deutsche Befreiung vorantrieb. Der Vormarsch des Westens in den Osten war in Moskau gebrochen worden. Jetzt wurde Schlesien nach der Konvention von Tauraggen der Schauplatz, von dem aus Preußen den Vormarsch des Ostens in den Westen begann.

II.

Voraussetzungen trennen zuweilen, und Schicksale schmieden zusammen.

Preußen und Schlesien sind Länder geblieben, in denen anders als in Ostpreußen das germanische Element in der Führung blieb. Sie waren für immer germanisiert.

Sie waren aber ebenso oft Vorposten des Reiches wie Grenzfälle: der Rassen, der Stile, des religiösen Bewusstseins, des Zuges großer Epochen. Denn Schlesien teilte mit Preußen jenen slawischen Einschlag, durch den sich

beide bis heute vom übrigen Deutschland absetzten.

Das beruhte auf einem Vorgang von Integration, der sich nicht nur auf den slawischen Zuschuß beschränkte. Wir übersehen das gewöhnlich bei Preußen, weil uns die neudeutsche Auffassung von Preußen entgegensteht, die voller Ueberheblichkeit gegen die Slawen ist.

In Wirklichkeit wurde das alte Preußen zu einem sehr wesentlichen Faktor der völkischen Integration, wurde zu einer neuen Rasse besonderer Haltung, die sich das Grenzvolk assimilierte. Als der Orden verfiel und das Herzogtum unter polnische Hoheit kam, integrierte Preußen als polnischer Randstaat, bis der Große Kurfürst dieser Abhängigkeit ein Ende machte. Von dieser Zeit an zog das Preussische wieder das Polnische an, das staatlich immer stärker verfiel, und die Verbindung zwischen preussischer und polnischer Krone ist oftmals von beiden Völkern erwogen, doch niemals getätigt worden, bis sie sich in Nationalstaatsidee und Irredenta verklärten. Daß es deutsche und polnische Preußen gegeben hatte, wurde darüber vergessen, und erst die Aufteilung des Ostens durch Weltkrieg und Versailles schuf eine neue Zone der Integration, die auch nach Schlesien hinübergreifte.

Aber wenn Preußen nach der Ostsee und Weichsel integrierte, so gab es für Schlesien noch außer dem Zuge zur Weichsel die mährische Pforte in den Donaauraum.

Daher trifft man in Preußen immer wieder noch Rußland, wie man in Rußland immer wieder noch Preußen begegnen wird, während man in Schlesien im Nebeneinander mit Polen

auf Spuren und Einflüsse stößt, die die Donau heraufkamen: von Mongolen, Magyaren und selbst noch von Türken. Und so viel auch der Schlachten geschlagen wurden — nicht immer traf Schlessien in Feindschaft der Geister mit ihnen zusammen.

So teilt es nicht nur das preußische Schicksal, sondern wird noch zu einem Wege nach Preußen hinein. Mochte sich auch Preußen im Nordosten ausbreiten, so wurde es doch den geheimen Südoften nicht los, mit dem seine Sendung verbunden war. Denn schon der Orden stand im Heiligen Land und später in Ungarn, ehe er an der Weichsel stand. Und wie Preußen darüber in steten Konflikt mit dem Karolingischen Raume und Reiche geriet und eher wie Rußland die byzantinische Linie des alten Europa fortsetzte als ein Unerbe der römischen zu werden verstand, so haben sogar noch Preußen und Türken für Europa mehr Gemeinsamkeiten gehabt, als es allzudeutschen Geschichtsschreibern lieb war.

Ob sich daher Nordosten und Südoften suchten oder abstießen — ob ihre Kräfte die Donau hinauf, die Donau hinab miteinander rangen — so blieb doch Schlessien Einfalls- und Ausfallsort.

Und wenn — mit Moeller van den Bruck zu reden — der Osten am Rhein beginnt, so rückt der Südoften bis Breslau heran.

III.

Schlessien hat sein eigenes Leben. Preußen hat seinen eigenen Stil.

Das schlesische Leben kann zuweilen so stark sein, daß es dem preußischen Stil einen Stoß gibt. Denn die schlesische Landschaft hat eine Seele, die bis ins Ukrainische schwingt und auf diesem

Umweg hat Schlessien noch an den Russen teil.

Und die schlesische Mystik ist die schönste Kraft dieser Seele, die in Preußen nur in Kants „Ding an sich“ eine nordöstliche Entsprechung besitzt. Als bliebe den schlesischen Menschen in dem schmalen Raumsack zwischen Böhmen und Polen zu wenig Freiheit, so graben sie sich in die Geheimnisse der Erde und Berge und holen sich die Weite des Himmels herab. Seit Angelus Silesius und Jakob Böhme hat Schlessien dieses geistige Barock gepflegt, das oft genug Mutterboden für seine Bauten gewesen sein mag.

Seltam wie diese Seele im Osten blieb! Wie Breslaus genius loci zwischen Warschau und Krakau steht! Kein Wunder, daß Schlessien auch die Gährungen des Ostens teilte.

Denn wenn irgendwo, so wurde an Schlessien offenbar, was Preußen nach 1815 zu vergessen schien: daß die deutsche Diskolonisation nur solange dem Zug der Geschichte nicht widersprach, als sie rassenschöpferische und völkerbindende Führung, Weitergabe, aber nicht nationalistischer Selbstzweck war. Denn der eigentliche, der germanische Zug der Geschichte — seit den Tagen, als die Goten mit Egel von der Wolga aufbrachen — seit den Tagen, da der Orden im Heiligen Lande die Volke nach der nordischen Heide schlug — ging immer von neuem von Osten und Südoften in den Westen hinauf und stellte Europa immer wieder in Frage, sobald es sich mit dem karolingischen Abendlande identifizierte.

Preußen vergaß das, je mehr es Wille wurde und an Völkerwanderungsinстинkten verlor. Wozu hatte es den Namen eines unterworfenen Vol-

kes angezogen, wenn nicht darin die Bereitschaft lag, man werde nicht nur über die Grenze zu geben, sondern auch zu empfangen wissen und werde das Ohr und der Arm des Hinterlandes sein!

Friedrich freilich war das Genie, das sich aus Eingebung nach Osten schlug. Wenn er mit Voltaire philosophierte, so schwächte er die französische Macht. Aber wenn er politisch handelte, so holte er Schlessien nach Preußen hinein, sandte Katharina nach Rußland und teilte Polen. Doch schon seine Nachfolger ließen sich Herder entgegen, den darauf die Elawen für sich allein als ihren politischen Apostel in Anspruch nahmen.

Es ist Schlessiens Verdienst, hier weicher, aber auch ehrlicher geblieben zu sein. Schlessien behielt seine Fühlung mit dem Osten und entzog sich der neupreussischen Form. Es lebte nicht erst seit Hauptmanns „Webern“ in geheimer Erregung, die der allgemeinen des Ostens mit ihren Nationalitätenskämpfen und sozialen Verkündigungen tiefer entsprach, als man beobachtet hat.

So fanden im Schlessischen das Mystische und Politische auf sehr östliche Weise zusammen. Und der Grenzfall der Rassen und Nationalitäten schlug nicht immer nur in politischen Fanatismus um, er wäre denn von den Polen herausgefordert. Wenn im Nordosten Konfessionen und Nationalitäten identische Begriffe werden konnten, so war Schlessien glücklicher dran — allerdings nur solange, als es den Willen aufbrachte, ins andere Lager leichter zu integrieren.

Und so schuf sogar noch Versailles eine Möglichkeit der Integration, auf die man in Schlessien kaum sonst gekommen wäre. Denn Schlessien entsann sich bei der allgemeinen Atomisierung und

der Willkür der Grenzen auf die Notwendigkeit, sich dennoch im Raume einzurichten, und knüpfte darum bei einem Denken an, das den großschlesischen Raum belebte und ihn dem Zwist der Nationalitäten überordnete.

Das war ebenso östlich wie preussisch modern gedacht und rückte das schlesische Leben an den tiefer erfaßten preussischen Stil.

IV.

Der schlesische und der preussische Mensch besitzen noch eine Primitivität, die sie dem westdeutschen und europäischen Menschen voraushaben.

Sie gehört ins Volk. Denn der schlesische Adel hat auch nach 1813 mehr mit der österreichischen Kultur als mit der Primitivität des preussischen Stiles gelebt und wurde auch sein Barock nicht los. Höchstens daß er die diplomatische Begabung noch mit dem polnischen Adel der Nachbarschaft teilte, mit dem ihn auch gewisse Ritterlichkeiten und eine großzügige Gastfreundschaft verband.

Aber das Primitive steckte in den einfachen Menschen, gesiegt in der Landschaft. Dort hat es keiner so mit neuen Augen gesehen wie E. D. Friedrich, der aus dem Nordosten kam und das Riesengebirge für die preussische Romantik geradezu erst eroberte.

Dieses Primitive war natürlich lange verrufen. Denn es war wie aller Anfang und das Naive überhaupt dem Unberechenbaren zu nahe, war wie alles Versprechen auf Zukunft dem Vollkommenen zu fern, und die Menschen sind zu bequem, um nicht meistens das Fertige dem Unfertigen vorzuziehen.

Aber das Primitive steckte auch noch im Mystischen, steckte in jener pietistischen Ergriffenheit, die seit Zinzendorf von Schlessien bis Pom-

mern nicht mehr zur Ruhe kam, steckte in jenem Messianischen, das so nah dem Polnischen, Russischen war, das dem Gottesgnadentum niemals ganz feind wurde, in Rubezahl den praktischen Sozialismus der Armen und Unterdrückten verehrte oder mit Wittig Palästina in Schlesien durchlitt und durchlebte.

Immer war ein urchristliches Element dabei, das eigentlich urchristlichen Zügen des Luthertumes entsprach; immer ein Mangel an Dogmatik, doch ein reines Gefühl für soziale Verwirrung, das die sozialaristokratische Note Preußens vollstimmlich variierte.

Solche Primitivität wird zur Kraft, sobald eine Landschaft zum geistigen Grenzfall wird. Man muß sich ihr nur nicht entgegenstellen, sondern das steigende Leben unter sich aufzunehmen wissen — denn sonst zerstört man sich selbst. Im Grenzfall aber entscheidet die Raumbewegung, die keine Quadratmetergröße, sondern die politische Bestimmung, wo nicht Vorbestimmung der in ihm wohnenden Völker ist.

Darum werden dort nicht die Menschen der Mitte, sondern die Menschen des Uebergangs wichtig. Nicht die Deutschen und Polen, sondern die Preußen und Schlesier. Wenn Schlesien schon vor dem Kriege so ins Reich hinüberwirkte, daß der Wiß behauptete, jeder dritte Berliner z. B. sei aus Breslau gebürtig, so genügt es heute erst recht seiner Rolle, wenn es sich in tieferer Beziehung zu den alten Völkerstraßen des Balkans fühlt.

Denn in diesem Augenblick tritt Schlesien in die Phase des preußischen Stils, der sich aber keineswegs mit Potsdam erschöpft hat. Stil aber ist immer nur politischer Stil oder wir lösen uns in Aesthetik auf. Und politischer Stil

wird zum Schicksal, je mehr er geistiger Stil ist. Die neuen Entscheidungen fallen dort, wo sich die Grenzen der Stile verändern und umgestalten.

V.

Wenn es geläufig ist, Schlesien und Deutschland zusammenzustellen, so sollte es noch geläufiger werden, das großschlesische Problem mit Preußen in Einklang zu bringen.

Im Preußischen steckt heute wieder mehr als je ein Weg und führt zu einer Freiheit und Aufgabe, zu einer Verwirklichung von Gerechtigkeit, die nicht nur das Deutsche allein mehr angeht. Schlesien kann sich wohl deutsch behaupten, aber will es zu seiner Aufgabe wachsen, so muß es sich preußisch vortragen, indem es selber dort eintritt, wo immer wieder Preußen entsteht, ob auch das historische Preußen versagt.

Denn Preußen ist keine gegebene Ordnung, sondern seit 1918 für uns wieder die Selbstanschauung eines zerstückelten, balkanisierten Raumes, in den wir von Nordosten und Südosten uns beugend hineinragen.

Und wenn Preußen keine Kultur wie in mancher Hinsicht noch Schlesien, dafür aber einen Stil besaß, so war das seine primitive Ueberlegenheit, die „Untergangsstimmungen“ gegenstandslos macht.

Kultur ist heute und namentlich in der Vereinzelung des Wortsinns ein säkularisierter Begriff, von dem man umso nachhaltiger redet, je weniger man an neuen Werten noch schöpft. Darum taugen Kultur und Osten so schlecht zusammen. Denn dort werden nur diejenigen Völker den Frie-

VI.

Böhmen ist eine Festung, die sich von Schlesien aus umgehen läßt.

Böhmen war stets in Gefahr, seine Geschlossenheit schon für Macht zu halten. Schlesien war demütiger und freier und blieb eine Brücke.

Eine Brücke nach Prag — trotz der Sudetenbarriere — eine Brücke nach Mähren und Wien, samt dem Tschecher Korridor, dessen neue Probleme die Deutschen, Polen und Tschechen nicht zur Ruhe kommen lassen.

Aber auch eine Brücke nach Pannnien — in jenes ugrofinnische Element, das sich seit Versailles vom Baltikum bis zum Balkan auf sich besann — wie Moeller vanden Bruck sagte: die vierte europäische Rasse, die mit ihren turanischen Gliedern noch über den Balkan bis zu den Türken reicht.

Dieses Rassenelement hat bis nach Preußen und Schlesien integriert, ein vielfach verkanntes Ferment germanischer Völkerwanderungsagen, eine kontinentale Bewegung mit immer neuer nordischer Ueberschichtung. Heute ist es eine Art von Protest der Geister gegen die Erstarrung unserer geographischen Begriffe von Europa und Asien — denn wir leben nicht mehr in der ptolemäischen Statik des „Orbis“.

Sondern wir leben in einem Balkan von Danzig bis zum Schwarzen Meere hinab, der als Raumbewegung verkannt und mißhandelt wird. Wird sich dieser Balkan seiner Traditionen bewußt, so bildet er eine Stufe in ein nordisches Byzanz. Denn auch Byzanz ist so wenig wie der Balkan eine geographische Bestimmung allein — es gibt kein ewiges Byzanz, wie es ein ewiges Rom etwa gibt — sondern

den bewegen, die aus gläubigem Gewissen zugleich auch wieder politische Völker sind. Diese Frage aber geht in der eines neuen Sozialismus auf, der nicht beim Einzelnen, sondern bei dem Verhältnis der Völker zueinander beginnt, ehe er ihre inneren Spannungen zu fruchtbarer Lösung bringen kann.

Hier liegt auch die Aufgabe Schlesiens, soweit es die räumliche Spannung teilt, die genau so voller Nationalitätenprobleme steckt wie der preußische Raum, der es einschließt.

Denn es wird darauf ankommen, für welches Europa sich Schlesien entscheidet: für jenes, das über Rom und Paris und seine Trabanten den Westen nach Osten trägt — oder für jenes andere, jenes griechische Europa, das christlich noch bis nach Böhmen wirkte — von wo aus, was wir häufig vergessen, Königsberg einst gegründet wurde — das aber auch von Kiew aus das christliche Rußland einleitete und seine letzte politische Spitze im preußischen Stile fand.

Diese beiden Europa, die sich trennen und suchen, überschneiden sich in Schlesien und Preußen. Wenn Schlesien und Preußen ihre Stunde begreifen, so machen sie sich zu Angeln. Die nationalisierten Völker des Ostens können nicht bei sich stehen bleiben, sondern müssen sich eine Bündigung geben, um sich nicht aneinander aufzureiben. Eine neue Form des Föderalismus, eine neue Völkerordnung ist im Osten möglich. Diejenigen, die am stärksten in andere integrieren und den kontinentalen Frieden mit dem Rechte der jungen Völker auf Freiheit begründen, müssen den Anstoß geben.

Schlesien und Preußen gehören dazu.

ist wie Preußen eine europäische Raumbewegung, die geschichtsphilosophisch noch garnicht gewertet wurde.

Dieser geistige Balkan, dem man mit Ordnung oder Unordnung allein nicht mehr beikommen kann, geht noch mit-ten durch Schlesien hindurch, das hierin immer die preußische Linie hält. Man versteht das sofort, sobald man die Fülle der schlesischen Zwiebeltürme betrachtet, die wie aufgespießte Turbane im Süd-osten zurückblieben, als sich der türkische Ansturm gebrochen hatte: sie bedeuteten Weitergabe und Neuschöpfung einer Form, die an den türkischen Minaretten nur Weitergabe und Umbildung griechenchristlicher Traditionen, und nicht nur architektonischer, gewesen war.

So ist Schlesien heute nicht nur Wall, sondern ein Wendepunkt, sowie es sich jener Selbstanschauung hingibt, die immer neu denkt, wenn sie sich über den Osten denkt.

Manches ist angerührt. Selbst Gerhart Hauptmann wollte mit dem Narren in Christo „Emanuel Quint“ schon an ein Geheimnis rühren, das zur schlesischen Verheißung gehört. Doch Hauptmann fand nur die Mitte zwischen Dostojewskis „Idioten“ und der biblischen Legende, weil er bereits zu gesellschaftskritisch geworden war. Aber dann holte Wittig den Heiland mitten ins Leben mit

allen Stationen und spiegelte Kanaan in der schlesischen Heimat. Und dann gab es immer diesen natürlichen Sozialismus in Schlesien, der mit den östlichen Märchen übereinstimmte, so wie noch zwischen den Erzbergsgeschichten vom großen Räuber, die bis zum böhmischen Walde und bis zu Schiller reichen, und den alten Kosaken eine Gemeinsamkeit war. Hat also nicht die schlesische Landschaft Anlaß, eine Raumbewegung bei sich aufzufangen, die heute das alte Europa verändert? Sind die Balkankonferenzen und die Schwarzmeerförderungen, die östlichen, südöstlichen Agrarbewegungen und Diktaturen von Kronen und Parteien nicht Folgen moderner Völkerverschiebungen und wandert nicht ein Bewußtsein mit, das die übersteigerten Nationalismen erst in der Raumananschauung wieder zu binden vermag?

Aber Schlesien darf nicht nur Brücke bleiben, Preußen nicht nur Brückenkopf sein. Wird Preußen heute wieder zur Raumananschauung, so leitet Schlesien wieder die geistige Bewegung hinüber, an der ein verwestlichtes Deutschtum zu seinem Schaden lange nicht teilnahm und die einem statischen „Europa“ unheimlich wie ein imaginärer Raumrutsch bleibt.

Hans Heckel-Breslau:

Die Stammesart des Schlesiers in seinem Schrifttum

An die Aufgabe, die Stammesart des Schlesiers in seinem Schrifttum aufzuzeigen, kann man unter verschiedenen Gesichtspunkten herantreten. Ein kurzes Wort der Verständigung ist daher zu Beginn unserer Untersuchung wohl am Platze. Es soll hier nicht so sehr darauf ankommen, in den Schöpfungen schlesischer Dichter all die verschiedenen Wesenszüge namhaft zu machen, die in ihrer Gesamtheit den schlesischen Stammescharakter bilden. Gewiß ist auch dies von hoher Bedeutung für die Frage, mit der wir es zu tun haben; und so mögen denn hernach gleichsam anhangsweise einige besonders kennzeichnende Eigentümlichkeiten des schlesischen Menschen beleuchtet werden, die seinem Schrifttum das Gepräge geben und es von dem anderer Landschaften unterscheiden. Doch im Vordergrund steht für uns ein anderes, das, wie mir scheint, für alle Erörterungen der Beziehungen zwischen Stammesart und Schrifttum grundlegende Voraussetzung ist: die Frage nämlich, inwieweit die geschichtlichen und kulturellen Kräfte, die dieses schlesische Stammestum bilden und formen, es ändern menschlichen Gemeinschaftsbildungen anglichen oder umgekehrt, es in sich gliederten und aufspalteten, in seiner Literatur ihren Ausdruck gefunden haben.

Die erste Frage mithin, die wir zu beantworten haben, vor dem Heranziehen der literarischen Leistung selbst, ist diese: wie ist der schlesische Stamm geworden? Drei Dinge sind, die solche menschliche Sonderart bilden im Laufe der Jahrhunderte: Blut, Boden, ge-

schichtliches Schicksal. Noch freilich ist das Material der Forschung zu lückenhaft, zu dürftig, vielleicht auch ihre Methoden noch nicht genügend verfeinert, um über das naturhafte und geschichtliche Wunder der Volks- und Stammeswerdung, der Ausbildung volks- und stammesstümlicher Eigenart letzte Aufschlüsse geben zu können. Aber vieles läßt sich doch heute schon mit ziemlicher Deutlichkeit übersehen.

Zunächst das Blut. Gerade bei diesem schwierigsten Problem der Stammeswerdung sind wir in unserem Falle immerhin leidlich unterrichtet. Denn das Zusammenschließen der mannigfachen Urbestandteile zu jener Einheit, die uns heute, nach jahrhundertelanger Entwicklung als schlesische Stammesgemeinschaft vor Augen steht, hat sich im hellen Lichte der Geschichte vollzogen. Josef Naders weitsehende und großangelegte, gerade für unser Thema besonders beachtenswerte „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften“ hat den Blick geschärft für die Einsicht, wie stark die literarische Entwicklung des deutschen Volkes bestimmt ist durch die verschiedenartige Blutmischung und das kulturelle Schicksal seiner einzelnen Glieder. Die Sachsen, die Bewohner der norddeutschen Tiefebene, sind mit den Römern am wenigsten in Berührung gekommen und haben so deutsche Art vielleicht am reinsten bewahrt. Allein die eigentlichen Träger des kulturellen Fortschritts waren doch immer die süd- und westdeutschen Stämme. Dem spät-römischen Kulturkreis unmittelbar benachbart, zum Teil zeitweise in ihn ein-

bezogen, selber wohl nicht ganz unbedeutend mit römischem Blute durchsetzt, mußten sie ganz von selbst das geistige Erbe des zerfallenden alten Kulturvolkes übernehmen und weiterbilden, soweit es eben diesen jungen, unverbauten, geistig nur erst zu einer ihrer natürlichen Entwicklungsstufe entsprechenden Aufnahmefähigkeit gelangten Stämmen überhaupt bereits erreichbar war. Das Erbe dieses Spätromertums wurde eine der wichtigsten Grundlagen der deutschen Kultur, wie sie im wesentlichen von den römischen Süd- und Weststämmen geschaffen worden ist. Andererseits waren diese, längst fest im eigenen deutschen Boden verwurzelt, nicht der Gefahr ausgesetzt, ihre völkische Eigenart einzubüßen, wie jene Germanenstämme, die erobernd auf das Gebiet des entnervten, aber jedenfalls geistig höher stehenden alten Kulturvolkes übergegriffen hatten und trotz aller Siege schließlich von seiner überlegenen Kultur aufgesogen wurden.

Diesen sogenannten Altstämmen stehen nun die Bewohner der ostelbischen Gebiete als Neustämme gegenüber. Denn sie sind erst in weit späterer Zeit geworden; sie sind das Ergebnis der Blutmischung zwischen deutschen Einwanderern und jenen Slawen, die nach dem Abzuge der in den ostelbischen Landschaften ansässigen Germanen während der Völkerwanderungszeit sich in diesen Gebieten niedergelassen hatten. War die Auseinandersetzung zwischen Deutschen und Slawen oft kriegerischer Art: hier im böhmisch-schlesischen Raum vollzog sie sich in durchaus friedlichen Formen. Die slawischen Landesfürsten selbst riefen deutsche Siedler als Bringer einer höheren Kultur in ihr Land, die böhmischen Přemysliden wie die schlesischen Piasten.

Die slawischen Bewohner waren in der Hauptsache polnischen, zu wohl geringerem Teile tschechischen und wendischen Stammes. Viel umstritten und wohl noch lange nicht endgültig geklärt ist die Frage, wie weit in diesen Slawen bereits germanisches Blut aufgegangen war — das Blut jener Vandalen nämlich, die bei der großen Wanderung ihren Stammesgenossen nicht in ferne Länder gefolgt, sondern zurückgeblieben waren und sich mit den nachdrängenden Slawen vermischt hatten.

Auf der anderen Seite die deutschen Siedler. Auch diese in stammesmäßiger Hinsicht alles andere als eine Einheit. Aus Thüringen und der Mark Meißen, den nächsten nachbarten Gebieten, kam die Hauptwelle; Hessen, Ostfranken, Alemannen sind daneben vertreten. Rheinfranken scheinen die erste Siedlerschicht abgegeben zu haben. Und endlich ist wohl in den südlichsten, heute zur Tschechoslowakei gehörigen Landstrichen bayrisch-österreichisches Volkstum nicht unbedeutend beteiligt gewesen, das durch die Mährische Pforte seinen Weg fand. Schon diese grundlegende Masse der deutschen Siedler bietet also ein überaus buntes Bild. Gemeinsam ist ihnen eigentlich nur, daß sie in ihrer weit überwiegenden Mehrzahl aus Mitteldeutschland stammten. Das Bild wird noch farbenreicher, wenn man auch den Zuwachs an zahllosen Einzelnen aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands berücksichtigt, wie ihn die folgenden Jahrhunderte noch brachten. Im allgemeinen ist dieser Vorgang ja kaum nachprüfbar; nur in wenigen Fällen treten größere Massen weiterer Zuwanderer aus dem alten Lande einigermaßen deutlich hervor. So wenn im 15. Jahrhundert als Auswirkung der engen Handelsbeziehungen Breslaus zu den blühenden Reichs-

städten des Südens, vor allem zu Nürnberg, eine stärkere fränkische Einwandererwelle zu verzeichnen ist. Oder wenn unter Friedrich Wilhelm III. die wegen ihres evangelischen Glaubens ausgewanderten Tiroler aus dem Zillertal bei Erdmannsdorf in dem ihrer Alpenheimat einigermaßen verwandten Riesengebirge angesiedelt werden.

Als Ergebnis des Siedlungsvorganges wird vor allem vorerst eines ersichtlich: in diesem bunten Gemisch gewinnen die Deutschen sehr bald die Oberhand und geben dem auch dem sich bildenden neuen Volksstamme das Gepräge. Das erweisen in voller Deutlichkeit die Anfänge des schlesischen Schrifttums: schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit, noch keine hundert Jahre nach der Ankunft der ersten Siedler, etwa in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, haben wir in Schlesien neben dem selbstverständlichen Lateinschrifttum der Klöster bereits deutsche Dichtung, nach Art der im alten Lande gepflegten: Minnesang und Ritterepos. Sie ist natürlich für die Hof- und Adelskreise bestimmt, die jetzt auch der überlegenen geistigen Bildung der Deutschen sich eröffnen. Daß hingegen in ihr sich bereits das neue Stammesstum sich ausspreche, daß sie ausgesprochen schlesische Sonderzüge aufweise, wird man um diese Zeit wohl noch nicht erwarten wollen. Eine entsprechende slawische Literatur aber sucht man vergebens. Eine solche hat es in Schlesien auch nie gegeben, bis sie seit einigen Jahrzehnten auf Anstöße von außen hin gewissermaßen künstlich gezüchtet wurde.

Daß das deutsche Element sich so siegreich durchsetzte, hatte natürlich mancherlei Ursachen. Einmal hielten die Landesfürsten ihre Hand über die Deutschen. Sie waren ihnen als Kulturträger von

Wert, und so wurde alles getan, daß sie ihre Eigenart bewahren konnten. Auch zahlenmäßig war wohl das Uebergewicht der deutschen Siedler über die Slawen bald gar nicht so unbedeutend. Die entscheidende und letztlich maßgebende Ursache aber liegt tiefer als in jenen doch schließlich nur zufälligen äußeren Verhältnissen. Sie ist zu suchen in der kulturellen Entwicklungshöhe, welche die Deutschen im Vergleich zu den Slawen bereits erklommen hatten. Es ist immer das kulturell höher stehende Volk, das sich durchsetzt. Für den schlesischen Raum ist das aufblühende deutsche Schrifttum dessen ein sehr gewichtiges Zeugnis.

Ueber die zweite stammesbildende Größe, den Boden, genügen wenige Worte. Hier liegen die Dinge verhältnismäßig einfach. Seit die genannten Volks- und Stammesteile verschiedenster Herkunft in die schlesische Landschaft zusammengeströmt waren, sind sie in ihr festhaft geblieben. Wir sind der Mühe überhoben, zu untersuchen, wie etwa ein auswandernder Stamm sich unter dem Einflusse einer neuen Heimat innerlich gewandelt habe. Der geographische Charakter Schlesiens zeigt ausgesprochen mittlere Eigenschaften. Ebenso entfernt von der unendlichen Weite der Meeresküste oder der unabsehbar sich dehnenen Steppe wie von der steilen Höhe der himmelaufwärts strebenden Alpenwelt scheint die Landschaft einer mittleren Seelenlage, einem ruhigen, harmonischen Gleichmaß besonders günstig. Eine gewisse Sonderstellung nehmen vielleicht die Gebirgsbewohner ein. Die Einsamkeit und Unwegsamkeit ihrer engeren Heimat scheint bei ihnen ganz besonders die Neigung zur Grübeleien und zu jener eigentümlichen etwas abseitigen Frömmigkeit gefördert zu haben, deren nachher noch einläßlicher zu gedenken sein

wird. Nicht zufällig entstammt die Mehrzahl der schlesischen Mystiker der Gebirgslandschaft. Dadurch, daß der schlesische Raum sich einerseits durch den Lauf des beherrschenden Oberstromes nach Norden gewiesen sieht, andererseits durch die Mährische Pforte sich dem Süden öffnet, erscheint Schlessien zur verbindenden Landschaft zwischen Oesterreich und Norddeutschland geradezu vorbestimmt. Endlich muß noch darauf hingewiesen werden, daß das von dem schlesischen Stamme bewohnte Gebiet sich keineswegs mit den Grenzen der heutigen preussischen Provinz deckt. Vielmehr ist von den Einwanderern des 13. Jahrhunderts auch das Gebiet am Südrande des Sudetenwalles, in Böhmen und Mähren, besiedelt worden, sodaß das Gebirge nicht die Grenze, sondern eher die Mittellinie des gesamtschlesischen Raumes bildet. (Ausführlich sind diese Dinge dargelegt in dem Aufsatze von Hermann Lubin, *Geschichtliche Grundlagen der Gemeinsamkeit im gesamtschlesischen Raume*, *Schlesisches Jahrbuch*, Jahrg. III, 1930/31, S. 70 ff.) Wie zur Bestätigung weisen zwei der gewichtigsten Dichtungen der mittelhochdeutschen schlesischen Frühzeit, der „borte“ des Dietrich von der Glezze und „Ludwigs Kreuzfahrt“, durch Auftraggeber oder Verfasser auf diese südschlesischen Landstriche hin, auf die Gegenden um Weidenau und Troppau. In späterer Zeit freilich wurde der Gebirgswall der Sudeten zur staatlichen Grenze und damit bedeutungsvoll für die stammesmäßige Auflockerung des Schlesiertums.

Weitaus die größte, ja eine schlechthin entscheidende Bedeutung für die innere Ausgestaltung und Gliederung des schlesischen Stammes hat sein geschichtliches Schicksal gewonnen. Das wird deutlich schon in den ersten Anfängen. Die erste

deutsche Einwandererwelle hatte sich natürlich über ganz Schlessien ergossen, wenn sie auch das von dem alten deutschen Lande weiter abliegende Oberschlessien bereits mit vermindelter Stoßkraft getroffen haben mag. Aber nicht dies allein ist der Grund für die so verschiedene kulturelle Entwicklung der beiden Teile des schlesischen Hauptblockes. Nach der Teilung des Landes im Jahre 1163 unter die Brüder Boleslaw und Miesko, die den Besitz Schlesiens dem Eingreifen Friedrich Barbarossas verdankten — erst dadurch wurde Schlessien aus dem Verbande des polnischen Reiches losgelöst und deutschem Einflusse geöffnet — zeigen die Breslauer Piasten und die von ihnen sich abzweigenden Seitenlinien entschiedene Hinneigung zum Deutschtum: sie vermählen sich in ihrer Mehrzahl mit deutschen Fürstentöchtern, ziehen immer neue Siedler ins Land, pflegen an ihren Höfen die Kunst der deutschen ritterlichen Sänger usw. Die Folge ist das Aufblühen deutscher Kultur und Dichtung. Die Herzöge von Oppeln-Ratibor und ihre Nachkommen dagegen schließen sich ebenso eng an Polen an und verhalten sich abweisend gegen die deutschen Siedler. Daher versiegt in Oberschlessien sehr bald der Einwandererstrom, bereits deutsche Landstriche werden zum größten Teile wieder slawisiert — daß eine Ortschaft inmitten slawischer Umgebung ihre deutsche Eigenart unverfälscht erhält, wie Schönwald bei Gleiwitz, ist die große Ausnahme —, und so wird die Einwirkung deutscher Kultur um Jahrhunderte hintangehalten. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts treten deutsche Schriftsteller in bescheidener Zahl auf, also in der Zeit, als Schlessien preussisch geworden war und Friedrich der Große sich bemühte, die ober-

schlesische Bevölkerung allmählich für die deutsche Kultur zu gewinnen, vor allem durch Ausbau des Schulwesens. Hier haben wir also die erste Differenzierung des schlesischen Stammes auf Grund eines politisch-kulturellen Sonderschicksals: die Zurückhaltung des „eigentlichen“ Oberschlesiens der Landschaft Oppeln-Ratibor vor dem Aufgehen in einem vorwiegend deutschen Stammestum, die Herausbildung eines schlesischen Typus mit unverhältnismäßig starkem slawischen Einschlag. Nicht überall in Oberschlessien ging die Entwicklung in gleicher Richtung. Es war anders in dem Gebiet von Neiße-Grottkau, das Breslauer Bischofsland war und schon im humanistischen Zeitalter sich recht bedeutsam am gesamtschlesischen, freilich in der Hauptsache noch lateinischen Schrifttum beteiligt. Es war anders in den zu Oberschlessien gehörigen Teilen des Fürstentums Brieg. Es war anders in den südwestlichen Landstrichen, die zeitweilig zu Mähren gehört haben: dem späteren Fürstentum Jägerndorf mit den Städten Troppau, Leobschütz und Neustadt; hier hatte die Siedlungspolitik des Bischofs von Olmütz so zahlreiche Deutsche ins Land gezogen, daß sein deutscher Charakter bald endgültig feststand. In allen diesen Teilen Oberschlesiens hat sich auch früh deutsche Dichtung geregigt: teils schon in mittelhochdeutscher Zeit, mindestens aber, als sich ein bodenständiges schlesisches Schrifttum zu bilden begann, also im Jahrhundert der Reformation.

Seine endgültige einheitliche Formung erfuhr das junge schlesische Stammestum durch die böhmische Kulturgemeinschaft. Schon unter den letzten Přemysliden, besonders aber unter Johann von Luxemburg und seinem Sohne Karl IV. suchten die in ihrer Vereinzelung ohn-

mächtigen kleinen Piastenfürsten einen kraftvollen Rückhalt an dem angesehenen Nachbarkönigreiche. Am Ende der Regierungszeit Karls IV. gehört ganz Schlessien teils mittelbar, teils unmittelbar zur böhmischen Krone. Polen dagegen verzichtete im Vertrag von Trentschin 1335 endgültig auf Schlessien. Das Böhmen Karls IV. war nun alles andere als eine slawische Vormacht. Der böhmische König war deutscher Reichsfürst und zugleich Träger der Kaiserkrone. Deutsch war die führende Oberschicht. In Prag wurde 1348 die erste deutsche Universität gegründet; von ihr nahm die geistige Bildung der Schlesier ihren Ausgang. Karl IV. war ja der erste deutsche Monarch, der in der geistigen Hebung seines Volkes eine seiner vornehmsten Regentenpflichten sah. Des weiteren aber wurde Böhmen, eben weil Prag Sitz des deutschen Kaisers war, das erste Einbruchstor der Frührenaissance. Vermittler waren die Italiener Petrarca und Rienzo, die zwar vor allem in politischer Mission zum Kaiser kamen, aber zugleich den neuen Geist mitbrachten und in der näheren Umgebung des Kaisers begeisterte Anhänger fanden.

Aus all diesem ergibt sich zweierlei. In diesem böhmischen Kulturbereich, dem nun auch Schlessien angehört, kann sich früh eine humanistische geistige Oberschicht herausbilden. So entsteht denn in Schlessien eine für diese östliche Landschaft erstaunlich reiche Lateinliteratur, noch bevor ein bodenständiges deutsches Schrifttum erwachsen war. Zweitens aber: diese gelehrten Humanistenkreise empfinden trotz der lateinischen Sprache überraschend früh bewußt deutsch. In Böhmen bricht durch die hussitische Erhebung die deutsche Kultur der dünnen Oberschicht ohne ernsthaftige Gegenwehr

zusammen. Schlesiern aber kämpft unter Führung der Stadt Breslau das ganze 15. Jahrhundert hindurch um die Erhaltung seiner deutschen Art. Und die schlesischen Humanisten grenzen sich schroff und bewußt ab gegen die slawischen Tschechen und ihren Glauben.

Gegen Ende des Jahrhunderts wird es auch bei den schlesischen Humanisten immer mehr üblich, wo irgend ihre Mittel oder die Unterstützung mächtiger Gönner es gestatten, wenigstens einige Jahre ihre klassischen Studien in Italien selbst zu betreiben, um die neue Weisheit sich im gelobten Lande des Humanismus selbst zu erringen. Gar mancher von ihnen steigt in der Fremde zu Rang und Würden empor, meist im politischen Dienst, sei es in Italien selbst oder sei es an den Höfen der Habsburger in Desterreich und Ungarn. Wenn man sieht, wie diese Männer in die Weite streben, um ihrer Bildung und um einer reicheren, umfassenderen Lebensgestaltung willen, wie sie aber doch niemals die Verbindung mit der Heimat verlieren, wie sie dem jungen Nachwuchs in der Fremde liebevoll sorgende Schützer und Förderer sind, so glaubt man in dem kaum notdürftig zu einheitlicher Wesensart erwachsenen schlesischen Volkstume bereits jene eigentümliche Verbindung von Fernsehnsucht und Wandertrieb mit inniger Heimatliebe zu erkennen, die seit je als besonders kennzeichnender Zug des Schlesiens gegolten hat. Gerade die Fremde hat in vielen Schlesiern ein entschiedenes Deutschbewußtsein geweckt und gestärkt. Von den bildungsstolzen Italienern gern etwas dünnhäutig über die Achsel angesehen, singen und sagen sie gern das Lob der Heimat und weisen mit berechtigtem Selbstbewußtsein auf die Leistungen der Deutschen und vor allem ihrer engeren

Landsleute auf geistigem Gebiete in jüngster Zeit hin.

Als böhmisches Kronland war Schlesien 1526 nach der Katastrophe von Mohacz mit Böhmen an die Habsburger gekommen. Mittelpunkt der österreichischen Ländermasse aber war namentlich seit der Gegenreformation nicht mehr Prag, von dem Schlesien sich ohnedies immer mehr zu lösen suchte, sondern Wien. Dieser Verbindung mit Wien verdankt das Schlesiertum seine kulturgeschichtliche Mittlerrolle zwischen dem deutschen Norden und dem deutschen Süden, auf die das Land eigentlich schon durch seine Lage hingewiesen war. Sie tritt zum ersten Male glanzvoll in Erscheinung im 17. Jahrhundert, in der Dichtung des Barock. Diese Zeit höchsten Glanzes, in der Schlesiern eine kaum bestrittene Führerrolle in der deutschen Literatur einnahm, ist für die doch eben erst aus dem Dunkel hervorgetretene Landschaft am Rande des Reiches nur möglich geworden dadurch, daß sie, zunächst innerlich zu Mitteldeutschland gehörig, doch von Desterreich her zugleich so weitgehende kulturelle Befruchtung erfuhr. Unmittelbar vor der Besitzergreifung durch Habsburg war Schlesien nämlich in der ganz überwiegenden Mehrheit seiner Bewohner dem evangelischen Glauben zugefallen. Der neue katholische Landesherren mußte sich damit abfinden; und wenn auch später in der Zeit der Gegenreformation der Katholizismus wieder erhebliche Rückeroberungen gemacht hat: eine gewisse Sonderstellung innerhalb der Donaumonarchie hat Schlesien immer behalten. Das gilt denn vor allem auch für sein Schrifttum: die schlesische Barockdichtung ist sozusagen die Kulturfuge zwischen dem protestantischen Norden und dem deutschen Süden. Durch Mar-

tin Opitz wird, stark befruchtet vom calvinistischen Heidelberg her, endlich die neue Kunst- und Bildungsdichtung zur Wirklichkeit, die Renaissanceichtung in deutscher Sprache, um die man im Westen schon ein halbes Jahrhundert lang rang und die doch keine Gestalt gewinnen wollte. Eine Vereinigung der alten Ueberlieferungen deutscher Dichtung mit dem deutschen Wesen so gegensätzlichem Ideal romanischer Formklarheit hatte sich im alten Lande als unmöglich erwiesen. Aber sie war verhältnismäßig leicht zu erzielen in einem Koloniallande wie Schlesiern, dessen Stammestum noch so jung war, noch so gar nicht mit den Traditionen von Jahrhunderten belastet. Hier konnte man frisch und unbekümmert den Bruch mit der Vergangenheit wagen; hier konnte man ganz von neuem ans Werk gehen, als sei vorher nie deutsche Dichtung gewesen. Darum freilich auch, und das ist die Schattenseite, ist diese neue Kunstdichtung so gelehrt, so ganz und gar unvollständig ausgefallen. Es war ja kein Volkstum da mit alten Traditionen, aus dem sie ihre seelische Nahrung hätte saugen können. Jedenfalls aber: diese schlesische Renaissance- und Barockdichtung zeigt die geistig so blutjunge Landschaft als Führerin, übrigens als oft widerwillig und nicht ohne Opposition ertragene Führerin des protestantischen Nordens bei dem großen Werk des Aufbaus einer nationalen Kunst- und Bildungspoesie, wie andere Völker sie längst besaßen.

Nun aber die andere Seite. Dieses selbe Schlesien wächst allmählich, erst langsam und unmerklich, dann seit der Gegenreformation in schnellerem Tempo, hinein in die Kulturgemeinschaft des katholischen Desterreich. Und damit verbinden sich die süddeutsch-katholischen

Kulturtendenzen in ganz eigentümlicher Weise mit den norddeutsch-protestantischen. Es ist wohl nicht zuviel gesagt, daß es ohne den Einfluß des italienisierenden Wiener Hofgeschmackes, ohne das Beispiel des katholischen Jesuitendramas niemals zur Ausbildung jener einzigartigen schlesischen Barockpoesie hätte kommen können, wie sie etwa durch die Namen Gryphius, Hofmannswaldau, Lohenstein vertreten ist. Bei ihnen durchdringen sich norddeutsche Gelehrsamkeit und Wortkunst mit südlicher Bilderfülle und Innenpracht schier unauflöslich. Und auch die romanische katholische Mystik, wie sie von dem habsburgischen Spanien herüberwirkte, findet ihre Anknüpfungspunkte in einer besonderen seelischen Anlage des schlesischen Menschen, über die noch zu reden sein wird. Gerade durch diese gegenseitige Durchdringung des Gegensätzlichen wird die schlesische Barockdichtung der bezeichnendste Ausdruck des ganzen Zeitalters.

Dieses schlesische Stammestum, wie es sich uns bisher darstellt: als ein in der Hauptsache mitteldeutscher Volkschlag, mit dem Norden seit der Reformation im Religiösen und Literarischen eng verbunden, andererseits kulturell immer fester mit Desterreich zusammenwachsend, erfährt nun eine neue Umformung, als der Hauptblock Schlesiens als Kampfpfeiler der schlesischen Kriege an Preußen fällt. Selbst wer durch die schlesische Barockdichtung sich noch nicht überzeugen lassen will von der immer inniger gewordenen Kulturgemeinschaft mit Desterreich, dem wird sie unwiderleglich bewiesen durch die geistige Veränderung, die jetzt vor sich geht. Ein anderes ist, daß die schlesischen Protestanten dem preussischen Friedrich begeistert als Befreier jubelten, wovon auch die zahlreichen Uebertritte unmittelbar nach der Einverleibung Schle-

siens Zeugnis ablegten; ein anderes ist die Umschaltung des geistigen Lebens von Wien auf Berlin. Sie gelingt zunächst einfach nicht. Der jähe Niedergang der schlesischen Dichtung in den ersten Jahrzehnten der preussischen Herrschaft ist verblüffend und erschreckend. Noch eben erst hatte der schlesische Stamm eine so starke und eigenwüchsige Dichterpersönlichkeit wie Christian Günther hervorgebracht. Und gegen Ende des 18. Jahrhunderts muß dieselbe Landschaft, die so lange als das deutsche Dichterland schlechthin gegolten hatte, sich selbst als geistig zurückgeblieben erkennen. Trotz aller konfessionellen Spannung war man kulturell bereits viel zu tief im Desterreichertum verwurzelt gewesen, um so plötzlichen und rücksichtslosen geistigen Klimawechsel ohne Schaden überstehen zu können. Hinzu kommt, daß Berlin im Gegensatz zu Wien damals noch in keiner Weise geistig etwas bedeutete. Das wurde im Laufe des Jahrhunderts zwar anders; aber diese französisch-klassizistisch gerichtete Geistigkeit, wie sie, schon unter dem ersten Preußenkönig vorbereitet, nun unter dem großen Friedrich zur Herrschaft gelangte, die hatte den Schlesiern nicht viel zu sagen, weckte in ihnen jedenfalls keine lebendigen Kräfte. Organisch ist Schlessien mit seinem neuen Staatsgefüge erst in der Notzeit von 1806 bis 1813 zusammengewachsen. Damals wurde es die letzte Zuflucht des von Napoleon auf einen Bruchteil seines früheren Umfangs verkleinerten Preußen. Von Schlesiens Hauptstadt Breslau ging die Erhebung von 1813 aus. Nun erst, als der Schlesier zu fühlen bekommt, wie sehr er mit Preußen auf Gedeih und Verderb verbunden ist, wie bedeutungsschwer das preussische Schicksal für ihn und selbst für das preussische Schicksal geworden ist, er-

folgt die wahrhafte kulturelle Umstellung. Berlin tritt an die Stelle von Wien als der geistige Mittelpunkt, von dem das Schrifttum des Landes seine Richtung empfängt, als Vorbild von Sittlichkeit und Lebenshaltung. Von den Tagen der späten Romantik an, in denen die dämonische Künstlerpersönlichkeit des Berliner Kammergerichtsrates E. Th. A. Hoffmann bei schlesischen Unterhaltungsschriftstellern freilich weit geringeren Formates ganz besonders begeisterte Nachfolge findet, über den so urtümlich schlesischen Karl von Holtei, der dabei doch geradezu der Schöpfer des Berliner Volksstückes geworden ist, bis in die Zeit des Naturalismus hinein, da der Schlesier Gerhart Hauptmann die neue revolutionäre Literaturbewegung in der nunmehrigen Reichshauptstadt zum Siege führt —: überall ist nun die Schicksalsverbundenheit Schlesiens mit dem preussischen Staat und mit seiner Hauptstadt deutlich spürbar. Zahllos ist die Menge derer, die aus Schlessien stammend, von Berlin aus eine bedeutende Rolle im deutschen Geistesleben gespielt haben. Das scherzhafte Wort, der echte Berliner sei in Breslau geboren — es stammt, wenn ich mich nicht irre, von Alfred Kerr, ebenfalls einem geborenen Breslauer —, ist nicht ohne tieferen Hintergrund.

Und doch — trotz solcher veränderter Frontstellung bleibt das schöne Gleichgewicht zwischen Süd und Nord, zwischen Desterreich und Preußen, zwischen Wien und Berlin auch weiterhin vielfach spürbar. Mit größter Eindringlichkeit tritt es etwa an der Persönlichkeit Josefs von Eichendorff zutage. Dieser preussische Beamte mit dem vorbildlichen preussisch strengen Pflichtbewußtsein ist doch zugleich in seiner milden weichen Wesensart dem Desterrei-

chertum weitgehend verwandt. Im Mährischen besitzt seine Familie das Gut Sedlnitz, das er noch im Alter oft aufsucht. Dem jungen Manne hat der Wiener Aufenthalt, wo er oft im Kreise Friedrich Schlegels verkehrte, die letzte Charaktereife und vor allem auch die entschiedene deutschbewußte Gesinnung gegeben. Seine Novellen und Romane, so weit sie überhaupt sich bestimmt lokalisieren lassen, wählen gern einmal die Donaulandschaft als Hintergrund; so auch seine beliebteste und bekannteste Schöpfung „Aus dem Leben eines Taugenichts“. Und wenn mit Recht darauf hingewiesen wurde, daß seine Lyrik die Landschaft des mitteldeutschen Ostens mit ihrem eigentümlichen Stimmungszauber in dichterisches Gebild gebannt habe, so gilt dies nicht minder von der so wesensverwandten Landschaft Desterreichs. So ist Schlesiens größter und beliebtester Dichter gleichsam ein Symbol für die so eigentümlich zwischen Nord und Süd vermittelnde schlesische Volksart. Noch lange war den schlesischen Städten und ihren Bewohnern etwas von der leichterem, beschwingteren österreichischen Art eigen. Der General von Schweinitz empfing um 1840 von Breslau den Eindruck eines eigentümlichen, an Wien und Prag erinnernden aristokratischen Reizes. Ja selbst heute noch kann man gelegentlich von Westdeutschen hören, in Schlessien sei gewissermaßen schon etwas von österreichischer Luft zu verspüren.

Eichendorff ist Oberschlesier, der erste große Name in diesem Raume, der ja erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts an deutsche Kultur und Literatur den Anschluß fand. Es wäre freilich irrig, Eichendorff als typischen Vertreter ober-schlesischer Stammesart herausstellen zu wollen. So sehr Oberschlessien mit Recht auf seinen größten Sohn stolz ist:

Eichendorff ist nicht allein oder auch nur vorwiegend aus ober-schlesischer Art zu erklären. Er ist viel mehr bedingt durch die übergreifende Gemeinschaft des ostmitteldeutschen katholischen Adels, dessen Gemeinschaftsgeist im Dienste Habsburgs erwachsen war und der auch noch im 19. Jahrhundert wohl noch weit mehr von Wien her zu erklären ist, als das für den Schlesier im allgemeinen gilt. Wenig später, zuerst deutlich sichtbar bei Richard Spiller von Hauen-schild, bildet sich im Schrifttum des Landes das Gefühl aus für die Sonderart ober-schlesischen Wesens, zunächst des ober-schlesischen Junkers. Aber bald folgt auch das Volk nach: der über alles Verhoffen glänzende industrielle Aufschwung des Landes wird begleitet von einer nicht minder steil, ja sprunghaft ansteigenden Entwicklung ober-schlesischen Schrifttums. Daß diese Entwicklung so ganz und gar in deutschem Sinne erfolgte, ist doch wohl vor allem Folge der Zugehörigkeit zu Preußen. Es sollen damit nicht die verschiedenen Mißgriffe geleugnet werden, die man sich in der Behandlung dieses rücksichtlich seiner Volksart so überaus fein empfindlichen Volksschlages hat zuschulden kommen lassen. Sie vor allem haben ja nach dem Weltkrieg die aus mehr als einem Grunde bedauerliche Spaltung der preussischen Provinz Schlessien verschuldet. Aber schließlich hat doch eben Preußen durch seine Kulturarbeit den Typus des deutschbewußten Oberschlesiers geschaffen, das jüngste Reis zwar am Stamme des Schlesierentums, aber umso reichere Zukunftsmöglichkeiten in sich tragend. Heute kommt den Oberschlesiern im Rahmen des gesamt-schlesischen Schrifttums eine eigentümliche grundsätzliche Bedeutung zu. Diese Feststellung hat nichts zu tun mit der Zahl

der oberschlesischen Literaturzeugnisse, auch nichts mit ihrem künstlerischen Rang; niemand wird verkennen, daß hier vielfach noch ein in gewisser Hinsicht primitives Empfinden am Werk ist, wie das auch kaum anders sein kann bei einem so blutjungen Schrifttum, das sich sozusagen erst gestern zum Lichte durchgerungen hat — man soll freilich auch nicht vergessen, daß gerade die Führerpersönlichkeiten der jüngeren schlesischen Dichtergenerationen zu erheblichem Teile aus Oberschlesien stammen. Aber das Hauptgewicht möchte ich doch auf etwas anderes legen. Man hat hier in ganz starkem Grade, wie kaum anderswo im schlesischen Schrifttum das Gefühl: hier wirkt ein zum Bewußtsein seiner selbst erwachtes Volkstum um Verständnis für seine Eigenart. Und diese oberschlesische Eigenart ist bedingt durch so vielerlei besondere Verhältnisse: durch die starke Blutmischung in dem deutsch-polnischen Grenzgebiet; durch die eigenartige Struktur der Landschaft, die ein im Laufe weniger Jahrzehnte zu großer Bedeutung gelangtes, dicht bevölkertes und doch der normalen bürgerlichen Mittelschicht noch weithin entbehrendes Bergwerks- und Industriegebiet eingebettet zeigt in eine noch ganz bäuerliche, von ausgedehnten Waldungen durchzogene Umgebung; endlich auch, und nicht zuletzt, durch das soziale Schicksal der Bewohner: die Masse der Bevölkerung, durch Jahrhunderte einer kleinen, mächtigen Grundherrenschicht hörig, mußte den Übergang von der Gedrücktheit zu freiem Menschentum recht eigentlich erst lernen und muß es vielfach noch. Dies alles sind Dinge, die vor allem dem Westdeutschen das Verstehen der oberschlesischen Stammesart ganz ungeheuer erschweren. Die jüngste Entwicklung der oberschlesischen Litera-

tur und ganz besonders auch ihre bewußte, manchmal fast herausfordernde Betonung der Stammesart ist natürlich wesentlich mit hervorgerufen durch den Kampf, den die Bewohner dieses bedrohten Grenzlandes um ihr Deutschtum und ihre Volksart führen müssen, vor allem seit der Zerreißung des Landes und den seitdem sich umso ungehemmter entfaltenden Ausbreitungstendenzen des Polentums nach Westen hin.

Ganz ähnliches gilt für einen andern bedeutsamen Zweig des schlesischen Stammes: für jene Schlesier, die nach den Kriegen Friedrich des Großen um Schlesien bei der österreichisch-ungarischen Monarchie verblieben waren und nun, nach dem Weltkriege, an den tschechoslowakischen Staat gefallen sind. Dabei ist kein Unterschied zu machen zwischen den Bewohnern des bei Österreich verbliebenen Restgebietes des im engeren Sinne Schlesien genannten Landes und jenen Einwohnern der Landstriche südlich der Sudeten, die schon früher unmittelbar zu Böhmen, bezw. Mähren gehörten. Die politischen Grenzen besagen hier nichts. Stammesmäßig sind all die am Südrande des Sudetenwalles sitzenden Deutschen gar nicht voneinander zu trennen; und auch in kultureller Hinsicht haben sie im Laufe der Jahrhunderte unter der gemeinsamen habsburgischen Herrschaft ganz das Gleiche erlebt, trotz der Zugehörigkeit zu verschiedenen österreichischen Kronländern. Wichtig dagegen ist, daß durch den Anfall des schlesischen Hauptblockes an Preußen den Bewohnern der genannten Gebiete nun ein gemeinsames Schicksal beschieden war, das sie von den preussischen Schlesiern allmählich immer mehr abspaltete. Während diese sich mit der Zeit nach dem Norden, nach Berlin hin wandten, blieb das Antlitz der Su-

detenschlesier auch weiterhin nach dem Donaubecken, nach Wien gerichtet. So versteht es sich ohne weiteres, daß bei ihnen die Wesenszüge der Angehörigen des österreichischen Kulturkreises sich immer deutlicher ausprägen mußten. Auch im Schrifttum spiegelt sich das wieder. Man halte sich etwa vor Augen, wie sehr der namhafteste schlesische Dichter des 19. Jahrhunderts aus dem österreichischen Anteil, Christian Freiherr von Zedlitz, in seiner ganzen Geistigkeit nach Wien zugeordnet ist: nicht leicht dürfte ein Reichsdeutscher, der sich nicht eigens mit stammeskundlichen Fragen befaßt, sich der Tatsache bewußt werden, daß dieser nur im Rahmen der österreichischen Geistesgeschichte zu verstehende Mann demselben Stamme zugerechnet ist, wie ein Eichendorff oder gar ein Gustav Freytag. Die gebildeten Schichten dieser Gebietsteile erinnern in Sitte und Lebensführung, Sprache, Haltung und Gebärde auf den ersten Blick daran, daß ihr Wesen von Wien her geformt ist. Erst wenn man dem Wesen und der Sprache der Landbevölkerung nachgeht, die diesseits wie jenseits der Reichsgrenzen kaum irgendwelche Verschiedenheiten zeigt, wird man sich der Einheit des Stammestums wieder deutlich bewußt. Der Ausgang des Weltkrieges hat einer Entwicklung, die nach längeren Zeiträumen vielleicht zu endgültiger Aufspaltung des ursprünglich einheitlichen schlesischen Stammestums geführt hätte, Halt geboten und sie sogar in gewissem Sinne wieder rückläufig gemacht. Das sudetenschlesische Volkstum sah sich plötzlich seines bisherigen kulturellen Rückhalts an Wien beraubt und einem slawischen Staatswesen eingegliedert. Wollte es sich nicht selbst aufgeben, so ergab sich die Notwendigkeit, sich wieder

auf die Kulturgemeinschaft mit den reichsdeutschen Stammesbrüdern zu bestimmen und sie eifriger als bisher zu pflegen. So wurde gegenüber der früher gern betonten politischen Trennung der Gedanken der gesamtschlesischen Stammesgemeinschaft wieder stärker in den Vordergrund gerückt, und gerade aus diesem Gedanken ist ja die Einrichtung der Schlesischen Kulturwochen entsprungen. Die geistige Lage ist in Sudetenschlesien nicht viel anders als in Oberschlesien, von dem ja zudem auch ein Teilgebiet aus dem preussischen Staatsgefüge gelöst und einem slawischen Staatswesen eingegliedert worden ist: in beiden Fällen geht es um die Bewahrung und Behauptung der eigenen Art. Und so finden wir hier wie dort ein betont stammesmäßigliches Schrifttum gerade in jüngster Zeit. Es ist kein Zufall, daß gerade Oberschlesien und Sudetenschlesien das Gesicht der jungen schlesischen Dichtung von heute bestimmen, wenn auch in Oberschlesien der Drang, der Sonderart des eigenen Volkstums im Rahmen Gesamtschlesiens Geltung und Anerkennung zu verschaffen, in Sudetenschlesien der Wille zur Einheit mit dem reichsdeutschen Schlesientum als hauptsächlich beherrschendes Motiv hervortritt. (Näheres darüber bei Josef Nadler, Die schlesische Dichtung der Gegenwart, Schlesisches Jahrbuch, Jahrgang III, 1930/31, S. 88 ff.) Die führenden Namen der sudetenschlesischen Dichtung von heute sind etwa Robert Hohlbaum, Emil Hadina und Bruno Hanns Wittel.

Wenig zu sagen ist über die geschichtliche Sonderentwicklung der vierten und letzten Sondergruppe schlesischen Stammestums, der Bevölkerung der östlichen Oberlausitz, die erst 1815 der preussischen Provinz Schlesien angegliedert

wurde. Trotzdem der lausitzische Raum gerade während der für die schlesische Stammesbildung entscheidenden Jahrhunderte niemals zu Schlesien gehörte, wäre es doch ein schwerer Irrtum, anzunehmen, mit seinen Bewohnern sei der schlesischen Stammesgemeinschaft ein Fremdkörper einverleibt worden. Es soll gar nicht einmal so viel Gewicht darauf gelegt werden, daß die ursprüngliche deutsche Siedlerbevölkerung dieser Gegenden in ihrer Zusammensetzung kaum sehr verschieden gewesen sein dürfte von der des eigentlichen Schlesiens. Aber was mir wichtiger scheint: auch das politische und kulturelle Schicksal, das ja so außerordentlich maßgebend ist für die Ausbildung stammesmäßiger Eigenart, ist hier wie dort im wesentlichen das gleiche gewesen. Die Lausitz war wie Schlesien ein Teil des böhmischen Reiches Karl IV.; sie ist auch gemeinsam mit Schlesien an Habsburg übergegangen. Später allerdings, etwa vom Prager Frieden bis zum Wiener Kongreß, gehörte der heute schlesische Anteil der Lausitz zu Kursachsen. Aber ganz abgesehen davon, daß die Ausbildung der wesentlichen Stammeszüge damals wohl in der Hauptsache schon vollzogen war: gerade in jener Zeit erscheinen die Lausitz und das benachbarte protestantische Niederschlesien als eine kaum in sich zu unterscheidende geistige Einheit.

Und hier nun werden wir auf einen der wesentlichsten Züge schlesischen Stammestums geführt, der sich freilich nirgends so charakteristisch ausgeprägt findet wie in der Lausitz und den Gebirgsgegenden Niederschlesiens. Gerade den Bewohnern dieser Landstriche eignet in hervorragendem Maße die Neigung zu einer grüblerischen, gefühlbetonten Frömmigkeit mit vielfach stark eigenbrödlischem, individualistischem Cha-

rakter, die sich daher auch nicht immer leicht den Glaubenssätzen des maßgebenden Kirchentums anpassen mag und öfters in recht schroffen Gegensatz zu ihm getreten ist. Ich rede von der seelischen Haltung, die man, mit nicht unberechtigter Verallgemeinerung des ursprünglichen Begriffs, als mystisch zu bezeichnen pflegt. Sie spielt im schlesischen Schrifttum vom Barock bis zur Gegenwart eine so bedeutsame Rolle, daß ein neuerer Literaturhistoriker (Karl Diefor) Schlesien geradezu als die „Mystische Landschaft“ bezeichnen konnte.

Indessen muß man sich hüten, nicht allzu einseitig die mystische Anlage des Schlesiens zu betonen. So ist es nun doch nicht, daß der kein richtiger Schlesiens sei, der keine abseitige Grübler- und Sinnierernatur ist. Vielmehr bleibt es für die Eigenart des schlesischen Stammes höchst bezeichnend, daß der nüchterne Nationalist Freytag bei seiner sonst recht treffenden und verständigen Kennzeichnung seiner Landsleute (in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“) diesen mystischen Zug an ihnen überhaupt nicht gesehen hat. Zutreffend weist Nadler darauf hin, daß dieser mystische schlesische Typus, der sich so recht ausprägt eben in der Lausitz und dem angrenzenden Niederschlesien (obwohl nicht nur dort) findet, zu ergänzen ist durch einen völlig gegensätzlichen: nüchtern, verständig, phantasiearm, in der Dichtung mit fast einseitig entwickeltem Sinn für romanische Formklarheit und mit deutlicher Verkümmern der Gefühlskräfte. Wie Martin Dpiß der erste große und heisspielhafte (das heißt typisch schlesische) Vertreter dieser Art ist, so Jakob Böhme der gegensätzliche des Mystikers. Erst beide zusammen machen das runde, umfassende Bild des Schlesiens aus. Und je nach der beherrschenden

Grundhaltung des Zeitgeistes wird der eine oder andere dieser beiden Grundtypen überwiegen. So in der Aufklärungszeit des 18. Jahrhunderts ganz unverkennbar der rationalistische, ebenso beispielsweise in den Blütezeiten naturwissenschaftlicher Weltansicht, in der Zeit des Realismus oder in der des reinen Naturalismus. In andern Zeiten wieder ist der mystische Typus vorherrschend. Und dann gibt es Uebergangsercheinungen mannigfachster Art zwischen den beiden Extremen: es gibt Meister der Form, die zugleich tiefste Innerlichkeit zeigen und in ihrer religiösen Vertiefung manchmal geradezu bis in unmittelbare Nachbarschaft der eigentlichen Mystik gelangen, wie Gryphius oder Günther; und es gibt Mystiker, die in ihrer Formgebung sich eng zu den führenden Formkünstlern ihres Zeitalters gesellen, wie Czepko zu Dpiß oder der Angelus Silesius der „Heiligen Seelenlust“ zu Hofmannswaldau. Die beiden Schlesiens, in denen mystische Seelenhaltung im 20. Jahrhundert sich wohl am eindrucksvollsten wieder verkörpert, Carl Hauptmann und Hermann Stehr, fanden bei ihrem ersten Auftreten die ihrer Wesensart eigentlich fremde und widersprechende naturalistische Gestaltungsweise als gegeben vor. Sie konnten gar nicht anders als sich ihrer zu bedienen; und es ist höchst reizvoll zu beobachten, wie sie vermittlels fortschreitender Durchseelung und Verinnerlichung von solchem Ausgangspunkte schließlich doch zu einer Ausdrucksform gelangen, die sie manchmal fast in die Nähe des gerade einem mystisch-ekstatischen Seelentum innerlich so verwandten expressionistischen Stilwillens rückt. Das hervorstechendste Beispiel jener andern Art dagegen, die rein vom Seelischen her sich ihre eigene Form, ja ihre eigene

Sprache schafft, ist der hochbarocke Quirin Kuhlmann. Gewiß steht auch dieser ekstatische Visionär im Rahmen seiner Zeit, deren Dichtersprache an sich schon zu stärkster Affektbetonung neigt, dabei freilich zuletzt doch rein verstandesmäßig bedingt ist. Aber Kuhlmann läßt die Gryphius und Lohenstein, ja selbst einen Scheffler an unerhörter Ausdrucksgewalt weit hinter sich und gelangt zu einer wesensmäßig verschiedenen Sprachbehandlung. Seine mystischen Ekstasen erweisen sich als durch und durch irrational, von leidenschaftlich überhitzter Gefühlsdynamik, auf logischem Wege überhaupt nicht mehr zu „verstehen“, höchstens dumpf gefühlsmäßig dem heutigen Menschen noch von ferne nachzuempfinden. Nichts gleicht diesen merkwürdigen dichterischen Gebilden in ihrer Zeit auch nur von ferne, und so wurden sie lange nur als krankhafte Ausgeburt eines verrückten Hirnes gewertet. Bis dann im 20. Jahrhundert der Expressionismus kam, dem sie so wesensähnlich sind wie es nur irgend möglich ist bei einer zeitlichen Entfernung von zweiundeinhalb Jahrhunderten — so daß nun dieser Quirin Kuhlmann urplötzlich als verkanntes Genie da stand, als ferner Vorläufer eines künstlerischen Gestaltungswillens, der erst nach Jahrhunderten einmal einen siegreichen Durchbruch erleben sollte. Von solchem übersteigerten Gefühlsrausch her ist das harmonische Gleichgewicht der schlesischen Seele immer am ehesten gestört und verwirrt worden.

In unserem Zusammenhang bedeutet Mystik natürlich mehr als man bei strenger Abgrenzung des Begriffs darunter zu verstehen pflegt. Mystik im eigentlichen Sinne ist einmal die antineoplatonische Gedankengänge und ihre christliche Weiterbildung im Mittel-

alter sich anschließende Spekulation über das Wesen Gottes und des Kosmos, wie sie in Schlesien vor allem vertreten ist im Werke Jakob Böhmes, in Czepkos „Monodistischen“, im „Cherubinischen Wandersmann“ des Angelus Silesius. Weiter aber gehört dazu das von der sogenannten bernhardinischen Brautmythik ausgehende gefühlsmäßige Schwelgen in sinnlichen Gleichnissen der Gottvereinigung und Gottesminne, bei uns in Schefflers „Heiliger Seelenlust“ höchst anziehend gestaltet. Wir rechnen hierher ganz allgemein jenes oben gekennzeichnete Grübeltum über Gott und Welt, das sich je nach Zeit und Umständen in verschiedenster Weise äußern kann. Im Reformationsjahrhundert etwa haben wir, zum Teil sich anschließend an die von dem offiziellen Kirchentum so scharf sich scheidende Lehre Schwendfelds, die zahlreichen Schwärmer, Geisteserleuchteten und Weltuntergangspropheten, die auch neben den echten Mystikern noch durch das ganze Barock hindurch sich fortsetzen und deren letzte höchste Steigerung eben Kuhlmann ist. Ganz anders dann im 19. Jahrhundert, nach dem Abklingen der Romantik, der naturbeseelende Pantheismus des Lausitzers Leopold Schefer oder des Meißners Friedrich von Gallet, in denen die mystische Anlage des Schlesiers das Weltbild der neuen Zeit zu durchdringen sucht. Das betont und gewollt Unkirchliche ihrer Gedankenwelt zeigen schon die bezeichnenden Titel ihrer Werke: „Laienbrevier“ und „Laienevangelium“. An sich aber ist natürlich die innere Loslösung von der kirchlichen Gemeinschaft durchaus nicht notwendige Folgeerscheinung mystischen Fühlens, wie das neben manchem Kleineren besonders deutlich Angelus Silesius zeigt. Und auch in neuester Zeit scheint mir eine innere

Spannung zu offiziellem Kirchentum für die mystisch gerichteten Geister Schlesiens keineswegs mehr besonders bezeichnend zu sein, weder für Stehr, noch für seinen jüngeren Geistesverwandten, den Striegauer Hans Christoph Kaergel, noch auch für den Oberschlesier Willibald Köhler, dessen lyrischer Gedichtband „Die Spiegelbrücke“ oft überragend alte mystische Tradition aufnimmt. Es ist hier wohl auch der Ort, Gerhart Hauptmanns zu gedenken, in dessen Gesamtwerk ja gewiß nicht übermäßig viel Mystisches ist, obgleich die grundsätzliche Bedeutung etwa des Glashüttenmarchens „Und Pippa tanzt“ nicht unterschätzt werden darf. Jedenfalls aber überrascht der Roman „Der Narr in Christo Emanuel Quint“ durch das erstaunliche Einfühlungsvermögen in die Art des schlesischen Menschen von wesentlich mystischer Veranlagung, mag auch im einzelnen Hauptmann oft genug allzu deutlich bemüht sein, eine überlegene Miene festzuhalten, wodurch das Ganze ein eigentümlich zwiespältiges Gepräge erhält. Ich möchte Hauptmanns Haltung den in seinem Helden verkörpert seelischen Kräften gegenüber als eine ihrer selbst nicht ganz sichere Skepsis bezeichnen.

So weit und unverpflichtend gefaßt, mag Mystik in der Tat als einer der bezeichnendsten Wesenszüge des schlesischen Volkstums gelten. Zum mindesten tritt sie in neuerer Zeit im Schrifttum keines anderen deutschen Stammes derart beherrschend auf. Auf die Frage nach der Herkunft dieser eigentümlichen Anlage beim Schlesier läßt sich freilich vorläufig nur mit stärkstem Vorbehalt antworten. So weit ist die Wissenschaft noch lange nicht, um solche schwierige Fragen eindeutig klären zu können. Vielleicht darf folgendes gesagt werden:

Die deutschen Siedler kamen nach Schlesien aus Landschaften Mitteldeutschlands, die einst im 13. und 14. Jahrhundert die Hauptträger der alten Mystik gewesen waren, vor allem aus Thüringen und Franken. Den Slawen, mit denen sie zu neuer Stammeseinheit verschmolzen, war eine dumpfe, ahnungs- voll träumende Religiosität als uraltes Erbe zu eigen. Das sind die ersten Voraussetzungen, die mit dem Blute gegeben sind. Ein weiteres kommt hinzu. Von Oesterreich her, dem Schlesien politisch zugehörte, wirkt im Barockzeitalter noch die romanische, vorzugsweise spanische Mystik herüber, die den Katholizismus der Gegenreformation so weitgehend durchdringt. Sie verbindet sich mit der in Schlesien und der Lausitz bodenständigen protestantisch-naturphilosophischen Mystik, die in den Gedankenbauten Weigels und Böhmes mittelalterlich-neuplatonisches Erbe und Lehren der jungen Naturphilosophie der Renaissance, vor allem des Teophrastus Paracelsus, zu einer Einheit zusammengefaßt zeigt. Das große Beispiel für diese Vereinigung katholischer und protestantischer Elemente zu einer übergreifenden Einheit ist natürlich Johann Schefflers „Cherubinischer Wandersmann“. Aber schon früher läßt sich gelegentlich bei protestantischen Mystikern wie Frankenberg oder Czepko, die Einwirkung der Spanier gewahren. So finden in einem Zeitalter heftigster konfessioneller Kämpfe die Gegensätze bereits bei einzelnen überragenden Geistern sich in einem höheren Gemeinsamen, der mystischen Weltansicht, zusammen.

Nun aber noch einen Schritt weiter. Suchen wir die schwärmerische Gefühlsreligiosität des Schlesiers zu verstehen rein als naturhafte Anlage unter Ausschaltung des Inhaltlichen, also des im

eigentlichen Sinn Religiösen, so behalten wir die Neigung zu rauschhaftem Ueberschwang übrig, die sich bei Fehlen der religiösen Grundansicht leicht als Kultus des Triebhaften, Brünstigen, Nerven aufpeitschenden auswirken wird. Und damit hätten wir die Möglichkeit, auch die sonst leicht etwas fremdartig, als bloße Auswirkung ausländischen Modegeschmacks erscheinende scharf gewürzte weltliche Rauschkunst des Hochbarock doch aus einer urtümlichen Stammesanlage des Schlesiers leidlich befriedigend zu erklären. Dann würde sich die Dramatik der Lohenstein-Hallmann-Zeit gewissermaßen darstellen als Umsetzung der ihrer religiösen Inhalte beraubten ekstatischen oder triebhaften Gefühlswallungen ins Weltliche und Sinnliche. Die lüsternten erotischen Tändeleien eines Hofmanswaldau dagegen sind doch wohl anders zu bewerten. Hier vermissen wir jede elementare Gewalt ursprünglicher Leidenschaft. Blicken wir dann weiter noch auf die Meisterschaft in der formalen Gestaltung, so können wir recht wohl von kühl virtuoser Bewältigung einer modischen Stofflichkeit sprechen. Und als nur äußerlich sich erheitzender, innerlich kalter Kömmer gehört Hofmanswaldau an die Seite von Opitz.

Damit sind wir wieder bei dem Gegenpol des Mystikers: dem hellen, selbstsicheren, aufgeklärten Vernunftmenschen, dem jeder Sinn mangelt für das rein verstandesmäßig nicht Faßbare. Dieser Typus ist wie der gegensätzliche des Mystikers von geradezu grundsätzlicher Wichtigkeit für Schlesien nicht nur, sondern für den deutschen Osten überhaupt. Denn ihm gehören die gerade dem Osten so eigentümlichen literarischen Reformatorengedanken an, die rein aus verstandesmäßigen Erwägungen heraus, ohne Berücksichtigung des Gewach-

senen, entwicklungsgeschichtlich Geworden dem deutschen Schrifttum Gesetzmäßigkeiten von allgemeiner Gültigkeit aufzuerlegen suchten. Neben Opitz selber wären da vor allem der Ostpreuße Gottsched und der Lausitzer Lessing zu nennen; hochbegabte und geistig bedeutende Persönlichkeiten ohne Zweifel, aber zu einseitig der Führung der Ratio sich anvertrauend und daher nicht im Rhythmus des Blutes, des organischen Werdens ihres Volkstums schwingend. Von Späteren ist namentlich Freytag von dieser Art: sein einst berühmter Versuch, die „Technik des Dramas“ zu lehren und so organisches Leben in erstarrte abstrakte Regeln und Schemata zu zwingen, mag etwa andeuten, was hier gemeint ist. Vielleicht ist für diese Menschenart der deutsche Osten mit seinem jungen Stammtum und mit seinem Mangel an bodenständiger Tradition, den man selbst heute noch hier und da spürt, ein besonders günstiger Nährboden. Unter den großen Namen des schlesischen Schrifttums sind diese Naturen nicht entfernt so häufig, wie die mystischen und gefühlsstarken Menschen, während sie allerdings in poesiearmen, rationalistischen Zeiten fast völlig vorherrschen. Ihr eigentliches Gebiet ist das praktische Leben. Jedenfalls aber sind sie genau so echte Schlesier wie ihr Gegenstück, und erst das Nebeneinander dieser fundamentalen Gegensätze rundet das Gesamtbild der schlesischen Volksart ab. Der Schlesier ist nun einmal „gekuppelt“, wie es Gerhart Hauptmann so ungemein bezeichnend ausdrückt.

Diese grundsätzliche Doppelheit des schlesischen Volkscharakters ist wohl derjenige Zug, der dem schlesischen Schrifttum vor allem sein Gepräge gibt. Man könnte schlesische Literaturgeschichte geradezu unter dem Gesichtspunkte des

Gegensatzes von Vernunft und Gefühl, Formgesetzmäßigkeit und Zerberlebnis schreiben. Alle weitere stammesstümliche Eigenart kann nur das so gewonnene feststehende Bild weiter ausschmücken. Es sei hier die hübsche und liebevolle Charakteristik des Schlesiers in Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ angeführt. Da heißt es, das Schlesier-volk sei „von gutmütiger Art, heiterem Sinn, genügsam, höflich und gastfrei, eifrig und unternehmungslustig, arbeitssam wie alle Deutschen, aber nicht vorzugsweise dauerhaft und sorgfältig; von einer unübertrefflichen Schwungkraft; aber ohne gewichtigen Ernst, behende und reichlich in Worten, aber nicht ebenso eilig bei der Tat, mit einem weichen Gemüt, sehr geneigt, Fremdes anzuerkennen und auf sich wirken zu lassen, und doch mit nüchternem Urteil, welches ihnen die Gefahr verringerte, das eigene Wesen aufzuopfern; beim Gemüß heiterer und poetischer als die meisten andern Stämme, aber in seinem idealen Leben vielleicht ohne die Größe gewaltiger Volksnaturen.“

Man wird nicht für jeden einzelnen Zug literarische Belege erwarten. Aber auf einiges sei doch zum Schlusse noch kurz hingewiesen. Da ist zunächst einmal die dem Schlesier so gern nachgesagte Gutmütigkeit und Gemütsweichheit: der „gemütlische Schläfinger“ ist ja ein geflügeltes Wort geworden. Die „Gemütlichkeit“ des Schlesiers, das ist nicht nur jener mehr behagliche als tiefe Humor, der nie spitz oder verlegend wird, sondern nicht minder eine gewisse, aus allzu empfänglichem Gemüte stammende Rührseligkeit, die hier eben wirklich zum Volkscharakter gehört und für die man das Werturteil „kitschig“ hübsch beiseite lassen sollte. Das ist kein richtiger Schlesier, der nicht beim Lesen einer Erzäh-

lung von Eichendorff, Freytag oder Holtei — um nur ein paar typische schlesische Autoren zu nennen — gelegentlich die Tränen der Rührung in sich aufsteigen fühlt. Spricht dieses schlesische Gemüt nicht vernehmlich aus dem Besten von Eichendorffs Lyrik? Und nun gar die Mundartgedichte, soweit sie halbwegs ernststen Charakter tragen! Wo die schlesische Mundart liebevoll und zärtlich wird, geschieht es immer mit einem Unterton von Rührseligkeit. Holteis berühmtes „Guste nisch ad heem!“ ist ebenso bezeichnend für die schlesische Sentimentalität wie für die vielberufene Heimatliebe des Schlesiers. Gerade der vielumgetriebene Kunstzigeuner Holtei, den es immer wieder nach der Heimat zog und der erst Ruhe fand, als er in seiner Heimatstadt Breslau die letzten Lebensjahre zubringen durfte, wirkt in dieser Hinsicht wie ein Symbol. Damit paart sich bei ihm, wunderbarlich genug, ein unbezähmbarer Drang in die Ferne, der sich in dieser ganz starken Art wie bei Holtei, nämlich als Begierde nach der Fremde, nach dem Abenteurer, doch wohl nicht so ohne weiteres bei dem Durchschnittsschlesier findet. Aber echt schlesisches Erbe, in ausgeprägtem Gegensatz etwa zum Süd- und Westdeutschen, offenbart sich doch gerade in diesem Wesenszug: die ehrliche und manchmal bis zur Kreditlosigkeit gehende Bewunderung, ja Ueberschätzung des Fremden, die allzu bescheidene Unterwertung des Eigenen. Auch in Eichendorffs „Taugenichts“, dieser so wesenhaft schlesischen Gestalt, wohnen innigste Heimatliebe und schweifende Fernsehnsucht dicht beieinander; und wie Holtei ist auch er ein Musterbeispiel für den leichten, weltfrohen Sinn des unproblematischen Schlesiers, von dem Freytag spricht: „ohne gewichtigen Ernst, nicht immer

dauerhaft und sorgfältig.“ Auf diese Gemütsweichheit, die in der Neigung zur Rührseligkeit ebenso zum Ausdruck kommt wie in der österreichischen Volksart verwandten Hingabe an den schönen Augenblick, sind sicherlich gerade die menschlich lebenswerten Züge des Schlesiertums zurückzuführen. Aber ebenso ist sie auch die Ursache, daß dem Schlesier die „Größe gewaltiger Volksnaturen“ mangelt. Uebermäßige Willensanspannung und Ringen um ein Ziel bis zum Neuesten war nie seine Sache. Ist es wirklich bloßer Zufall, daß in der so reichen und in sich so verschiedenartigen Reihe der schlesischen Dichter das alles überragende Genie mangelt? Ist es Zufall, daß schlesische Dichtung kaum einmal eine groß angelegte, alle Hindernisse überwindende Willensnatur gezeichnet hat, hingegen so unzählige, denen Innerlichkeit und Herzensgüte Willen und Kraft zu entschiedenem Handeln lähmen, von Freytags so typisch schlesischen Anton Wohlfart bis zu Gerhart Hauptmanns Männergestalten, die fast immer einen inneren Bruch aufweisen. Und eben dieser Gerhart Hauptmann läßt einmal seinen Fuhrmann Henschel ein Wort sagen, das die nicht willensmäßig-zielstrebige, sondern mehr instinkthafte, lässige Art des Schlesiers scharf beleuchtet: „Schlecht bin ich gewurn, bloß ich kann nisch dafiern. Ich bin halt ebens asu nei getapert.“ Von tiefer Innerlichkeit und allem Menschlichen verstehend geöffnet, so ist der Schlesier. Aber wer einen eisernen Willensmenschen aus ihm machen will, der verkennet seine Art. Vielleicht nirgend zeigt sich so auffallend eine innere Verbundenheit mit noch östlicherem Menschentum.

Noch einer kleinen Schwäche des Schlesiers mag zum Schlusse gedacht

werden, die Freitag nur leise andeutet: „Reichlich in Worten“ ist der Schlesier nicht nur im Hinblick auf seine als Ganzes durchaus imponierende poetische Leistung. Sondern wo er sich behaglich gehen läßt, da artet die ihm mit dem Desterreicher gemeinsame Gabe des gewandten Plauderns wirklich oft zu einer Geschwätzigkeit aus. Wem fielen nicht hier des Urschlesiers Holtei lebenswürdig-redselige Romane ein, die ohne diese Untugend sicherlich noch heute sich einer ganz andern Wertschätzung erfreuen würden! Und die Freude an der poetischen Verklärung aller möglichen frohen und ernstesten Begebenheiten des Alltagslebens ist zwar humanistisches Erbe, aber wohl nirgends so wie in Schlesien allgemeiner, zäh festgehaltener Brauch geworden. Schon Opitz, der in diesem Punkte wahrlich selber genug gesündigt hat, führt darüber Klage, welch ausschweifende Formen die Gelegenheitsdichterei in seiner Heimat angenommen habe. Von der Lyrik des Barock ist mancher dicke Band fast ausschließlich mit solch seelisch belangloser Gelegenheitspoesie angefüllt. Als die Preußen ins Land kamen, spotteten sie über diese wunderliche Ausartung des schlesischen Dranges zur Poesie, und noch bis ziemlich weit ins 18. Jahrhundert hinein wird in den „Poetischen Nachrufen“ angesehener schlesischer Zeitschriften dem alten Brauche geopfert.

Ich habe nicht ohne Absicht nachdrücklich betont, welches Gewicht dem geschichtlichen Schicksal einer Landschaft für die Ausbildung und Weiterentwicklung des Stammescharakters zukommt. Stammestum ist keine ein für allemal starr feststehende Größe, sondern das Ergebnis geschichtlicher Bedingungen und Ereignisse und daher eigentlich nur innerhalb eines begrenzten Zeitraumes

wirklich zu fassen, wie das Antlitz eines Menschen, das sich fortwährend mit den Jahren verändert. Gewiß gibt es gewisse Züge, die dem Schlesiertum dauernd zu eignen und somit wesentlich für es zu sein scheinen. Dahin gehört vor allem jene grundlegende Doppelheit des schlesischen Menschen, deren wir ausführlich gedachten. Anderes ist wandelbar und eigentlich nur aus dem Schrifttum weniger Jahrzehnte der jüngsten Vergangenheit zu erschließen. Jene lebenswerte, aber unter größeren Gesichtspunkten verhängnisvolle Gemütsweichheit des Schlesiers ist vielleicht mit bedingt durch den slawischen Bluteinschlag; jedenfalls aber durch die jahrhundertelange Kulturgemeinschaft mit dem ebenso geistig hochstehenden wie eiserner Willensenergie ermangelnden Volkstum Desterreichs erheblich gefördert worden. Für das heutige in den Grenzbezirken in der Erhaltung seiner Wesensart bedrohte Schlesiertum kann solche Eigenschaft zur ernstlichen Gefahr werden. Aus seiner geschichtlichen Entwicklung heraus und im besonderen aus seinen Schicksalen in den beiden letzten Jahrzehnten erwächst der Gesamtheit der Schlesier die verpflichtende Aufgabe, den deutschen Gedanken gerade in den gefährdeten Grenzbezirken zu erhalten und zu festigen. Die schlesische Stammesgemeinschaft muß sich über alle politischen Grenzen hinweg der gemeinsamen kulturellen Güter bewußt bleiben und sie pflegen und dadurch zugleich eine geistige Brücke bilden zu den Deutschen Desterreichs, mit denen der schlesische Stamm jahrhundertlang politisch und kulturell geeint war. Vielleicht erwächst dem schlesischen Stammestum aus der Not der Zeit die Härte des Willens, die zu nationaler Selbstbewahrung an solcher Stelle nützt. Wenn das schlesi-

sche Schrifttum sich in Zukunft als Träger dieses über politische Grenzen hinausgreifenden Gemeinschaftsgedankens bewährt, den es namentlich in den am meisten gefährdeten Grenzgebieten viel-

sach schon mit warmem Verstehen erfaßt hat, dann wird ihm für die Zukunft des deutschen Volksganzen noch eine bedeutungsvolle Rolle beschieden sein.

Fritz Wiedermann:

Das schlesisch-böhmische Laubenhaus

Ein Beitrag zur Siedlungsforschung.

Eine unverkennbare Gemeinsamkeit verbindet die Stadtbilder Schlesiens und Böhmens. Der Gebirgskamm bringt keine Trennung, vielmehr birgt er diesseits und jenseits im Schutze seiner Täler alle gleichartigen Elemente und verwandten Züge, die den Reiz der Stadtbilder ausmachen. Bau und Wesen der Städte zeigen die gleiche Entwicklungskurve, ihre architektonische Formenvelt belehrt auch den Nichtfachmann über die wahren Zusammenhänge der deutschen Siedlungsarbeit. Für die Kulturarbeit sind die Ergebnisse der Siedlungsforschung noch längst nicht erschöpfend ausgenutzt worden. Am Beispiel des Laubenhauses soll gezeigt werden, welche Wege gangbar und welche Ziele erreichbar sind.

Wer mit wanderfrohem Schritt in den kleinen Gebirgstädtchen am Hange der Sudeten einkehrt, der wird mit Entzücken vor den malerischen Laubenhäusern stehen bleiben. Wehrhaft und trutzig ragen die Steinbauten auf, anmutig und zierlich stehen die Holzbauten im Bilde der Städte. Mit erdhafter Schwere lasten sie am Rande der Straße, aber ihre Giebel sind leicht und elegant. Fest sind die kräftigen Säulen im Boden verankert und die breiten Nacken der Rundbögen tragen die Last der oberen Geschosse. Schwungvolles Ornamentenwerk ziert die Fassaden, die Giebelkrönungen tragen die Attribute der jeweiligen Zeitstile. Mit blanken Scheiben zwinkern die kleinen Fenster wie Merglein über den Markt und die Wetterfahne knarrt dazu ein mürrisches Lied. Malerisch reiht sich die Kette der offenen Hallen, im Spiel der Lichtreflexe und Schattenkegel liegt der ästhetische Zauber der Gewölbe begrenzt. Im Schutze der Bögen haben die Marktfrauen ihre Schätze ausgebreitet und über buntem Trödelkram rankt flatterndes Grün der Schlingpflanzen. Köstliche Behaglichkeit strömt aus den breit gelagerten Hallen und Freude und Bürgerstolz bergen die Häuser im behäbigen Bau ihrer Gewölbe und Stuben. Sie haben etwas von jener heiteren, gesprächigen Art des Schlesiers, die sich dem Freunde gerne mitteilt und doch so ernst zu schweigen weiß. Von jener frohen Laune, die das heitere Wesen zeigt und dennoch Stolz und Ehrfurcht verrät. Das Bild der schlesischen Städte ist undenkbar ohne die reizvollen Reflexe, die die Laubenhäuser hervorzaubern.

Seltamerweise hat sich die Kunstgeschichte nicht eindringlicher mit diesen Bauformen beschäftigt. Man nahm bisher an, daß jene rundbogigen Lauben „provinzielle Abirrungen der Renaissance“ wären und daß als Vorbilder

mentenwerk ziert die Fassaden, die Giebelkrönungen tragen die Attribute der jeweiligen Zeitstile. Mit blanken Scheiben zwinkern die kleinen Fenster wie Merglein über den Markt und die Wetterfahne knarrt dazu ein mürrisches Lied. Malerisch reiht sich die Kette der offenen Hallen, im Spiel der Lichtreflexe und Schattenkegel liegt der ästhetische Zauber der Gewölbe begrenzt. Im Schutze der Bögen haben die Marktfrauen ihre Schätze ausgebreitet und über buntem Trödelkram rankt flatterndes Grün der Schlingpflanzen. Köstliche Behaglichkeit strömt aus den breit gelagerten Hallen und Freude und Bürgerstolz bergen die Häuser im behäbigen Bau ihrer Gewölbe und Stuben. Sie haben etwas von jener heiteren, gesprächigen Art des Schlesiers, die sich dem Freunde gerne mitteilt und doch so ernst zu schweigen weiß. Von jener frohen Laune, die das heitere Wesen zeigt und dennoch Stolz und Ehrfurcht verrät. Das Bild der schlesischen Städte ist undenkbar ohne die reizvollen Reflexe, die die Laubenhäuser hervorzaubern.

die Loggien in Venedig, in Padua und Bologna zu gelten hätten. „Wer anders als die Italiener“, so schrieb man früher, „könnte solch herrliche Formen schaffen und den Reiz der Stadtbilder in ungewohnter Weise beleben?“ Niemand hätte gewagt, dem Schlesier diese schöpferische Leistung zuzutrauen.

Das schlesisch-böhmische Laubenhaus ist ein eigenwilliger Zweig der deutschen Siedlungsbautechnik, seine Herkunft weist auf nordisch-germanische Vorläufer hin. Urkundlich ist wiederholt festzustellen, daß im 14. Jahrhundert der Umbau von hölzernen Lauben in steinerne erwähnt wird. Solche Nachrichten sind aus dem Jahre 1331 in Prag, 1337 in Hirschberg, 1360 in Trautenau bekannt. Wenn also in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts bereits hölzerne Lauben vorhanden waren, dann ist ihre Herkunft aus der italienischen Renaissance nicht möglich. Im lateinischen Text der Urkunden werden die Lauben aber mit deutschen Bezeichnungen erwähnt, also muß ihre Bauweise eine so spezifisch deutsche sein, daß an der Herkunft der Lauben kaum noch ein Zweifel bleibt.

In westdeutschen Städten sind Lauben bereits im 11. und 12. Jahrhundert bekannt. Aber nur als Kaufhallen oder Gerichtsstätten, niemals als Wohnbauten. Aber die Kolonistenstädte im gesamten deutschen Osten kennen die Laubenhäuser. In Thorn, in Kulm und anderen Ortschaften sind Lauben gebaut worden. Wir finden sie heute noch in Ost- und Westpreußen, auch in der früheren Provinz Posen. Nirgends aber so zahlreich und so reizvoll wie in Schlesien. Unsere archivalischen Kenntnisse über die Laubenbauten sind recht dürftig; allein die Tatsache, daß die erste Erwähnung im Ordenslande ins letzte

Drittel des 14. Jahrhunderts fällt, während die Bauten in Prag, Hirschberg und Trautenau bereits früher erwähnt werden, läßt doch den Schluß zu, daß sie aus Schlesien und Böhmen nach dem Osten gebracht worden sind.

Wenn wir nach einer Verwandtschaft mit dem Laubenhaus suchen, dann kommen wir zum Volaubenhaus der Bergbauern mit jenem charakteristischen Umgebände, das mit seiner Stabkonstruktion an die norwegischen Mastenkirchen erinnert. Und von dort zum germanischen Hallenbau ist kein allzuweiter Weg. Die germanische Halle mit ihrem Stabwerkbau, mehr noch aber das germanische Vorlaubenhaus sind die Vorbilder für unser Laubenhaus. Dieser Sprung mag in seiner Weise dem Historiker gewagt erscheinen, für den Konstrukteur ist er durchaus folgerichtig. Denn die technische Gestaltung des Holzbaues zwingt notwendig zu dieser Entwicklung.

Von den letzten germanischen Bewohnern Schlesiens blieben ohne Zweifel stärkere Sippen zurück, die in ihren Bauten germanische Formen bewahrten. Es wäre nun nachzuweisen, daß die deutschen Rückwanderer an diese Bauformen, die ihnen viel mehr zusagten als die primitiven Baukünste der Slawen, wieder anknüpften. Wahrscheinlicher ist aber, daß die harten Bedingungen im Rodeland, die abgeschlossene Welt des Bannwaldes ihre uralten Instinkte weckten. Steine und Ziegel fehlten, also mußten sie auf das reichlich vorhandene Holz zurückgreifen. Und damit bauten sie auch wieder in den alten Formen. Wir haben Parallelen aus der amerikanischen Kolonisation, wir kennen Vergleiche aus dem Weltkrieg; es steckt ohne Zweifel eine primitive Kunst des Holzbaues in jedem deutschen Menschen. Unter äußer-

lich ähnlichen Bedingungen werden alte Instinkte, die lange schlummerten, wieder wach. Auch das Hüttenbauen gehört zu den instinktmäßigen Betätigungen des Menschen.

Der nordische Mensch hat eine besondere Art, Holz zu bearbeiten. Für ihn ist es kein totes Material, sondern ein organischer Stoff. Den Bäumen des Waldes hat er das Nacken und Dehnen abgelaußt und die blühende Kraft der Zweige hat den Baugedanken belebt. Das Wesentliche beim germanischen Hausbau ist die Konstruktion der Säulen und Stiele. Sie läßt einen gut entwickelten Sinn für statische Aufgaben erkennen. Der lastenden Schwere des Gebäudes wird der stützende Bau der Säulen entgegengesetzt, die ausladende Kraft der Sparren nimmt ein Rahmentwerk der Pfetten auf. Der konstruktive Sinn des Holzes ist frühzeitig richtig erkannt worden. Die Naturreligion der Germanen mag den Weg zu dieser Erkenntnis erleichtert haben.

Die Bindeglieder zwischen der Bauweise der Laubenhäuser und jener der germanischen Vorlauben (die die Vorgeschichte sehr gut rekonstruiert hat) sind die Umgebändehäuser, die im Bober-Rasbachgebirge heute noch zahlreich anzutreffen sind. Die gleichen Bauformen finden wir aber auch in der Grafschaft und im Gesecke und schließlich auch in den böhmischen Tälern. Ihre feste und klare Bauform geht ohne Zweifel auf germanische Vorbilder zurück. Die konstruktive Art des Holzbaues siegte über die plumpe Anhäufung von unbehauenen Stämmen, wie wir sie in slawischen Ländern treffen. Nicht der Gerastbau oder die Anwendung des Fachwerkes sind für germanisch-nordische Einflüsse so entscheidend, wie allein die konstruktive Stützung der

Pfetten auf freistehenden Säulen. Diese Bauweise ist im Sudetengebirgslande bereits um einen Schritt gefördert worden. Hier stehen die stützenden Säulen etwa 50 bis 100 Zentimeter vor der Hauswand und tragen auf einer besonderen Balkenlage die Pfetten des Dachgeschosses. Durch diese Bauweise entsteht an der Längsseite ein schmaler gedeckter Gang, der zum Stapeln des Holzes und zum Trocknen der Wäsche benützt wird. Neben der Haustür findet auch eine Sitzbank ihren Platz, damit der Bauer am Abend nach getaner Arbeit ein Stündchen ausruhen kann.

Diese Form des Laubenganges an der Schmalseite ist in verschiedenen Varianten abgewandelt worden. Im Gesecke finden wir den Umgang an zwei oder drei Hausseiten. Er umzieht dann beide Längsseiten und oft noch die Giebelseite an der Straße in der Höhe des Obergeschosses und zeigt eine halbhohe Brüstung. Diese Bauform ist außerordentlich malerisch, sie kommt auch vereinzelt am Nordwesthange der Lata noch vor. Das Grafschaster Bauernhaus zeigt einen ebenerdigen Gang an der Lalseite der Häuser, der meist bis zur halben Höhe verschalt ist. Vereinzelt finden wir diesen Gang auch beim Obergeschoß der Frankspitzen, hier gleicht er den Galerien, wie man sie im Gesecke auch heute noch verhältnismäßig zahlreich findet. Eine andere Form, konstruktiv durchaus verschieden, aber im Gedanken ohne Zweifel vom Laubengang entlehnt, sind die Bühnen oder Loggien, die in die Obergeschosse der Bauernhäuser hineingebaut worden sind. Ihre Verbreitung bleibt auf das Bober-Rasbachgebirge und zwar vorwiegend auf den Löwenberger Kreis beschränkt.

Diese genannten Formen, die sämtlich auf jene germanisch-nordische Konstruktionsform zurückgehen, finden sich nur in rein deutschen Siedlungsdörfern. Meist weisen schon Bauform und Namen eindeutig auf die Gründung hin. Im anderen Falle werden urkundliche Quellen die Richtigkeit bestätigen. In Böhmen wie in Mähren sind darum diese Vorlauben für die Siedlungsforschung im doppelten Sinne wertvoll.

Immer und überall war es so, daß die städtischen Häuser Nachbildungen der ländlichen Bauweise sind. Das darf ohne weiteres auch für die Formen der schlesischen Stadtbauten angenommen werden. Darum wurden auch die Lauben sofort in die städtische Bauweise übernommen. Die rechteckige Form der Grundstücke, deren schmale Seite zum Marktplatz oder zur Straße zeigte, verdrängte die Laube von ihrem ursprünglichen Platz an der Längseite nach dem Giebel. Damit ist die Form des Laubenhauses schon bestimmt. Der Wirtschaftsform des mittelalterlichen Handels und Gewerbes kam die Hauslaube sehr entgegen. Hier war der geeignete Platz, in dessen Schutz sich Handel und Verkehr entfalten konnte. Genau wie heute noch die Marktfrauen ihre Körbe im Schutze der Lauben aufstellen, wie die Kaufleute ihre Waren vor dem Laden zur Schau stellen, so, nur noch viel bunter und vielseitiger, mag das Bild zur mittelalterlichen Zeit gewesen sein. Handwerker und Händler nutzten den Raum unter den Gewölben der Lauben aus, als reiner Zweckbau blieben diese Formen erhalten bis an die Schwelle der Neuzeit.

Wir finden solche Laubenhäuser heute noch in all den kleinen und größeren Gebirgstädtchen im Sudetenlande. In Hirschberg, Landeshut, Schön-

berg, Neurode, Glas, Landeck und Mittelwalde auf preussischer Seite, in Reichenberg, Hohenelbe, Arnau, Trautenau, Braunau, Grulich und manchen anderen Städten in Böhmen und Mähren. Ein Ausläufer erstreckt sich über das Bober-Rasbachgebirge (Striegau, Jauer, Bolkenshain, Marklissa, Liebenthal) bis nach Görlitz; ein anderer Zweig erfaßt das nordmährische Gebiet einschließlich Neu-Litschein bis zur Sprachgrenze. Daß auch in Prag und Budweis mit ihrem deutschen Einschlag die Lauben nicht fehlen, versteht sich von selbst. Die Grenze nach Norden wird von der Oder gebildet. In Breslau gab es in früherer Zeit Holzlauben, die den Salzring, den heutigen Blücherplatz, einfaßten. Sie wurden im 18. Jahrhundert abgebrochen. In Oberschlesien waren sie früher im linksufrigen Gebiet zu finden. Ältere Stiche verraten ihre Anwesenheit in mittelalterlicher Zeit in Neisse, Leobschütz und Ratibor.

Zusammenfassend ist also zu sagen, daß die Laubenhäuser immer echte Kennzeichen der rein deutschen Besiedlung sind. Sie kommen nur im Berglande vor und hielten sich nur da bis zur Neuzeit, wo die bauerliche Baukunst jene Parallelen im ländlichen Laubenhause bevorzugte. In Städten, die zwar abseits der Berge liegen, die aber mit den Bergstädten in ständiger Handelsbeziehung standen (Breslau, Görlitz, Prag) kommen diese Laubenhäuser vor. Aber nicht am Hauptplatz, sondern am kleinen Marktplatz.

Nicht verwechselt werden dürfen diese bodenständigen Lauben mit den Loggienformen, die die Renaissance ins Land brachte. Als Beispiel sei an dem Schloßhof in Groß-Mülers-

dorf im Tale der Teß erinnert, der eine deutliche Arkadenbildung zeigt. Auch das Kammerei-Gebäude in Neisse ist ohne Zweifel ein Kind der italienischen Baukunst. Wer aber bewußt dem Baugedanken der schlesischen Laubenhäuser nachgeht, der wird die formale Architektur der Renaissance von der organischen Kraft der schlesischen Bauten schnell zu unterscheiden wissen.

An dieser Stelle sei ein Wort über die Laubenhäuser in Südtirol gestattet. Auch jene malerischen Bauten in Bozen, Brigen, Meran, Sterzing usw. sind auf nordisch-germanische Einflüsse zurück zu führen. Mag auch die Nähe Italiens und der Verkehr der Kunststraße manches Aeußerliche hinzugefügt haben, so bleibt doch der konstruktive Teil ausschlaggebend. Wir müssen im Berglande Tirol die gleichen Voraussetzungen annehmen, wie sie für das Sudetenland geschildert worden sind. Der Schwerpunkt liegt im Masseländlichen. Für die gestaltende Kraft des nordisch-germanischen Elementes sind gerade Laubenhäuser ein untrüglicher Beweis. Die Sprachgrenze trennt auch deutlich die bodenständig-konstruktive Art der Lauben von der formalen Zeichnung der italienischen Arkaden. Denn die Bauten in Cividale und Udine mit ihrer formal-ästhetischen Wirkung gehören ohne Zweifel dem venetianischen Kunstkreise an. Ob nicht aber Italiens berühmte Loggien aus dem Vorbilde der deutschen Laubenhäuser entwickelt worden sind, das bleibt der Forschung noch zu beweisen übrig.

Die Entwicklung des städtischen Laubenhauses von der einfachen ebenerdigen Form, die in gerader Linie mit dem Bauernhause verwandt ist, bis zum mehrgeschossigen Massivbau läßt sich in allen Einzelheiten verfolgen. Die Zei-

lenbauten in Mittelwalde und in Schönberg sind berühmte Beispiele des einfachsten Stiles. Ältere Blockwerkbauten, deren Giebelseiten mit Lauben besetzt sind, finden wir überall da, wo auch Massivbauten mit Vorlauben vorhanden sind. Nur vereinzelt ist es bisher gelungen, urkundlich die Daten der Erbauung festzustellen, aber auch aus stilistischen Vergleichen geht ohne Zweifel hervor, daß die Laubenhäuser aus Holz die älteren sind. Selbst in den Fällen, wo es sich um Neubauten des 16. und 17. Jahrhunderts handelt, dürfen wir getreue Kopien der mittelalterlichen Blockwerkhäuser annehmen.

Die eigentliche städtische Hausform beginnt aber erst mit dem Obergeschos, das als Wohnraum für die Familie des Kaufmannes oder Handwerkers nötig wurde, nachdem das Erdgeschos völlig als Werkstatt oder Laden eingerichtet worden ist. Durch den zunehmenden Verkehr und die Vergrößerung der Handelsbeziehungen ist diese Erweiterung des Hauses durchaus erklärlich. Das Obergeschos wird in fast allen Fällen aus Fachwerk gebildet. Die mitteldeutsche Bauweise hat sich inzwischen auch in Schlesien durchgesetzt, auch statische Gründe mögen für den leichteren Fachwerkbau ausschlaggebend gewesen sein. Allein dem Schlesier gelang nicht die reizvolle Ausbildung der Schnitzkunst, wie wir sie etwa in den Bergstädtchen des Harzgaues finden. Die Bauten im schlesischen Gebiet bleiben sachlich und nüchtern, der hübsche Kontrast zwischen den dunkelgetönten Balken und einem hellen Putz wurde nicht besonders gepflegt. Im Laufe der letzten Jahrzehnte hat man häßliche Dachpappen, manchmal sogar Schieferbehänge über das Fachwerk genagelt. Dagegen wußte die böhmische Seite durch eine

dekorative Verwendung des Holzes den Bauten eine reizvollere Note zu geben. Es handelt sich nicht eben um eine wertvolle Schnitzerei, mehr um Kerbschnitt- und Sägearbeiten, die durch Verschalungen und Zierleisten wirkungsvoll hervorgehoben wurden. Auch an farbigem Schmuck mag es nicht gefehlt haben. Hier sprechen Einschlüge des slawischen Elementes mit, die jene bunte Note ins Stadtbild brachten. Nur Reste dieser Zierkunst sind uns erhalten geblieben, sie berechtigen aber zur Annahme, daß früher eine weite Verbreitung und damit gewisse Qualitätsleistungen vorhanden waren, die nun verloren gegangen sind. Hohenelbe zeigt heute noch recht malerische Motive der Holzkunst, auch Reichenberg bildet mit seinen vorgefragten Giebelgeschossen ein wertvolles Glied jener Entwicklungskette. Die Stadt Braunau mag einst malerische Laubenhäuser gekannt haben, von Trautenau berichten die alten Stiche ausführlich über seine Holzbaukunst, die bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts reichte. Einzelne Holzlauben finden wir noch in Grulich und in Neu-Titschein. In Jauer und Striegau sind die letzten Holzbauten am Anfang unseres Jahrhunderts abgebrochen worden.

Aus Gründen der Feuersicherheit ging man im 14. Jahrhundert dazu über, die Holzbauten durch massive Häuser zu ersetzen. Der Laubengedanke aber blieb lebendig und suchte nach neuen Formen. Der Spitzbogen und das Kreuzgewölbe, aus dem Kirchenbau entlehnt, wurden zur ersten Ausdrucksform, die sich später unter dem Einfluß der Renaissance in den Rundbogen und ins Tonnengewölbe änderte. Gewisse Anklänge an den Zeitstil sind überall spürbar, wenn auch die Laubenhäuser niemals ganz ihre

bodenständige Eigenart aufgaben. Für die Herkunft aus dem Holzbau sind gewisse Ornamente und Verzierungen recht beachtlich, die sonst nur in der Holztechnik vorkommen. So ist z. B. die Kragge ein beim Balkenbau unverlässlicher Bestandteil, deren Form aber beim Massivbau nur durch eine willkürliche Uebernahme erklärt werden kann. Technisch hat sie keinerlei Bedeutung mehr. Das Gleiche trifft auf einzelne Zierglieder bei den Stützen und Säulen zu, die gleichfalls ohne Zweifel aus dem früher üblichen Holzbau stammen.

Im Lauf des späteren Jahrhunderts entstehen die massiven Neubauten in mancherlei Gestalt. Die Uebervölkerung der Städte läßt die Bauten höher werden, gibt ihnen stolze, mehrgeschossige Giebel und bringt später auch den Ausbau der Höfe. Aber die Laubenform bleibt unverändert. Sie widersteht auch allen Bränden, weil selten die Gewölbe der Lauben in Mitleidenschaft gezogen werden. Bis auf wenige Verschandlungen (z. B. in Jauer wurden die Rundbögen zerstört, dafür ein hohes Profil eingezogen) blieben ihre Formen unverändert. In einigen Städten, Hirschberg, Jauer, Neu-Titschein, umgeben die Lauben noch den alten Ring von allen vier Seiten. Hier sind annähernd quadratische Plätze zu finden, darum wurden von Beginn an alle Seiten mit Lauben bebaut. Dagegen sind in Trautenau und in Striegau nur die Längsseiten bebaut. In den genannten Städten blieben nur noch Massivbauten erhalten, deren Herkunft nicht mehr mit Sicherheit nachweisbar ist. Zum größeren Teile sind die Untergeschosse mittelalterlich, auch dann, wenn die Zierformen der Obergeschosse dem Barock oder gar dem Klassizismus angehören. In Landeshut ist die Ein-



Holzkunst Nordböhmens.
Geschnitzte Säulen, verbretterter Giebel, Simsleiste und abgewalmtes Dach
Hohenelbe.



Fachwerkbauten mit vorgefragtem Giebel
in unschöner Weise mit Dachpappe benagelt
Schönberg, Kr. Landeshut.



Bauernhaus mit eingebaute Loggia
Birngratz, Kr. Löwenberg.

Zum Beitrag Architekt Friz Wiedermann: „Das schlesisch-böhmische Laubenhaus“





Holzlauben mit verbrettertem Giebel
Mittelwalde.



Massive Rundsäulen
tragen wichtige Bögen (16. Jahrh.)
Jauer.

Zum Beitrag Architekt Fritz Wiedermann: „Das schlesisch-böhmische Laubenhaus“



Rathaus mit anschließenden Laubenhäusern
Arnau.



Kappengewölbe der Barockzeit
Trautenu.

Zum Beitrag Architekt Fritz Wiedermann: „Das schlesisch-böhmische Laubenhaus“





Die „Oberlauben“ mit vorgelegten Freitreppen,
die zum tiefer liegenden Marktplatz führen
Bolkenhain.



Laubenhäuser auf der Kleinseite
Prag.

Zum Beitrag Architekt Fritz Wiedermann: „Das schlesisch-böhmische Laubenhaus“

heit der Bauweise gestört worden, aber es fehlt nicht an hübschen Beispielen der typisch-schlesischen Baukunst.

Die seltsamste Bauweise ist in Bolkenhain bei den Oberlauben zu treffen. Ihre Häuser lehnen sich an den Burgberg an, der Marktplatz liegt erheblich tiefer. Die Laubengänge steigen bis zur Höhe des ersten Stockwerkes auf; Treppen, rechtwinklig vorgelegt, führen nach dem Platze herunter. Dadurch ist eine Erweiterung des Hauses entschieden, die weitläufig mit „Beischlägen“ der Danziger Bauten verwandt ist. Malerisch und recht eigenwillig geformt sind die Lauben in Grulich, auch hier ist die Herkunft aus den Holzbauten recht naheliegend. Glas weist nur noch wenige Laubenhäuser auf, die abseits vom Marktplatz stehen. Auch hier gaben die großen Geländeunterschiede den Anlaß, die Lauben hoch über das Straßenniveau zu legen.

Daß auch die Rathäuser, soweit sie in der Straßensucht liegen, keine Ausnahmen machen, zeigen die Beispiele von Arnau und Neu-Titschein. Selbst im Neubau des Rathauses in Trautenau, der aus dem 19. Jahrhundert stammt, wurde die Laube in den pseudogotischen Bau eingefügt. Die Lauben im Rathaus, die wir zahlreich in Schlesien, wie überhaupt in Deutschland antreffen, nehmen eine Sonderstellung ein, die zu behandeln, hier zu weit führen würde. Ebenso gehören die Lauben der Oberlausitz einem anderen Kulturkreise an, der im Zusammenhang mit den alemannischen Bauten zu behandeln wäre. Der Vollständigkeit halber sollen nur noch die Lauben von Landeck und

Neurode in Schlesien, die von Arnau in Böhmen und die von Mähr.-Schönberg und Zwickau in Mähren genannt werden.

Schon völlig mit ihrem heimischen Bautypus verschmolzen sind die Lauben in Prag und Budweis (auf böhmischer Seite) und Görlitz und Liebenthal in Schlesien. Hier ist nichts mehr von jener Ursprünglichkeit zu finden, es sind lediglich Ausstrahlungen, die nur noch formal mit dem Ursprungsgebiet zusammenhängen.

Die Laubenhäuser stehen zum größeren Teil unterm Schutz des Gesetzes; sie erfreuen sich der Fürsorge aller Heimatfreunde und werden heute mit Sorgfalt betreut und erhalten. Aber ihr Bestand kann nur noch von kurzer Dauer sein. Wenn man auch nicht mehr, wie noch vor einigen Jahrzehnten, planlos die Häuser abbrechen wird, so ist doch ihr Los bereits entschieden. Sie entsprechen nicht mehr den neuzeitlichen Wirtschaftsformen und werden darum fallen müssen. Der Kunstfreund mag dieses Schicksal beklagen — aber das Leben hat immer Recht. Vielleicht wird es möglich sein, im neuzeitlichen Sinne des Heimatschutzes eines oder das andere dieser Bauten zu erhalten (als Rathaus, Heimatmuseum, Innungshaus usw.). Das Einzige, was wir zum Schutz dieser Bauten tun können, ist dies: Liebe und Verständnis zu wecken, damit ihr Bild vollstündlich werde. Damit auf diesem Wege das Verständnis für Siedlung und Stammeseigenart größere Kreise erfasse und damit die Arbeit am deutschen Kulturgut vertieft werde.

Paul Knötel:

Das Rätsel des Arnauer Heidensteins und seine Lösung

Im vorjährigen (dritten) Jahrgange des Schlesischen Jahrbuches sind zum ersten Male in brauchbarer Weise Abbildungen des sogenannten Arnauer Heidensteins veröffentlicht worden, denen Professor Dr. R. Bornhausen einen einführnden Aufsatz beigegeben hat. Während die eine Seite durch die Gestalt des Gekreuzigten, wenigstens teilweise, sich selbst erklärt, gab die andere ein bisher ungelöstes Rätsel auf. Man versteht es wohl, daß die bizarre Formengestaltung der Einzelgestalten sowie ihre Zusammenfügung zu einem Bilde die Vorstellung hervorrufen konnte, daß man es mit einem in die Heidenzeit zurückreichenden Bildwerke zu tun habe, besonders solange noch nicht die andere Seite mit der Kreuzigung aufgedeckt war. Jedenfalls trägt das Relief alle Züge einer primitiven Kunstübung. Dazu gehört vor allem auch die unverhältnismäßige Größe der Köpfe im Vergleich mit den Körpern und die Verkümmern der Arme und Beine. Es ist kindhafte Kunst, schon vor Jahrtausenden in ähnlicher oder gleicher Weise geübt, wie auch heute noch von primitiven Völkern. Aber auch bei uns zeichnet das Kind ähnliche Gestalten und glaubt damit bestimmte Persönlichkeiten darzustellen, etwa den Vater oder den Herrn Lehrer. Damit wird auch eine Frage beantwortet, die vielleicht in manchem Beschauer aufgetaucht sein wird, nämlich, ob und warum denn alle Gestalten unbekleidet sind. Wohl scheinen sie es zu sein, tatsächlich aber hat ihr Schöpfer sie bekleidet darstellen wollen, wie es eben auch unsere Kinder tun. Damit er-

klären sich auch die beiden Gestalten unter den Kreuzarmen auf die natürlichste Weise. An dieser Stelle erscheinen wohl hin und wieder der Kriegsknecht, der Christi Seite durchbohrt, und der römische Hauptmann, die beide die Legende Longinus nennt. Typisch dagegen ist, daß dort Maria und der Jünger Johannes stehen, und als diese werden wir auch, so sonderbar es erscheinen mag, die beiden Figuren unseres Reliefs ansprechen müssen. Daß sie die Stifter darstellen können, halte ich für ausgeschlossen.*) Zur Stützung meiner Annahme weise ich schon hier darauf hin, daß wir in einer Gestalt der anderen Seite einen Priester zu erblicken haben, der natürlich auch ein bis zu den Füßen reichendes Gewand tragen mußte.

Das merkwürdige Bildwerk hat schon verschiedene Deutungen erfahren, die aber alle, weil auf unzureichenden Voraussetzungen beruhend, nicht befriedigen können. Von einem heidnisch-mythologischen Vorgang kann keine Rede sein; das verbietet schon die Kreuzigung auf der anderen Seite. Wie weit die Möglichkeit des Hineinragens der vorchristlichen Religionswelt in solche frühmittelalterliche Hervorbringungen vorhanden ist, bedarf noch sehr tiefergehender wissenschaftlicher

*) Die Form der Helme spricht dagegen, daß sie gleichzeitig mit dem Relief gemeißelt worden sind, desgleichen die Helmschmuckstücke des einen (Fisch und drei Federn). Die Helme dürften frühestens im 14. Jahrhundert angebracht und dabei die eine Hälfte des großen Fisches zerstört worden sein. Damals wird auch der linke Schild überarbeitet worden sein.

Untersuchung.**) Wir müssen uns doch immer vor Augen halten, daß die Steinmetzen und Maler nur Aufträge ausführten und daß deren Inhalt und Form mindestens in den meisten Fällen von einem Geistlichen angegeben wurde, da dieser allein damals die nötige Bildung und die Kenntnis der Typen besaß, die immer wieder zur Anwendung kamen. Das müssen wir auch bei unserem Bildwerk voraussetzen.

Es kann sich also nur um einen Vorgang aus der Bibel oder Legende handeln. Man hat darin eine Darstellung des Weltgerichtes sehen wollen,**) ferner eine Auferstehung Christi. Beide Deutungen scheiden schon deswegen aus, weil für diese Vorgänge damals schon bestimmte Typen vorhanden waren, die wenn vielleicht auch verkümmert, in unserem Relief zu erkennen sein müßten. Ganz abwegig ist die Erklärung als Verbildlichung des Festes der Grundsteinlegung zum ersten Kirchenbau in Arnau. In unseren Tagen werden Photographien von einem solchen Vorgange aufgenommen und kommen dann wohl auch in illustrierte Blätter, aber niemand wird es einfallen, einen solchen monumental festzuhalten, um so weniger im 12. Jahrhundert, in das wir das Relief zu setzen haben. In dem noch zu besprechenden Gebilde links eine Hellebarde — die es damals noch gar nicht gab — und in dem drachenartigen Ungeheuer eine Kuh erblicken zu sollen, geht

*) Das gilt besonders in bezug auf die Fragen, die durch das Buch von E. Jung, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit, angeregt worden sind.

**) Vergleiche darüber und über andere Deutungen die Aufsätze von J. Kern und L. Feyerabend im Jahrbuch des Deutschen Riesengebirgsvereins (Sitz Hohenelbe) von 1922 und 1924 und den schon angezogenen Aufsatz von Bornhausen.

doch nicht an. Ebenso wenig eine andere Deutung, die in den drei größten Gestalten die Trinität sehen will. Mit Ausnahme von Bildern, aus der Schöpfungsgeschichte (z. B. an der Bernwardtür in Hildesheim) kommt Gott Vater in Menschengestalt damals überhaupt noch nicht vor, ebenso wenig der hl. Geist, der erst am Ende des Mittelalters in der Renaissance vereinzelt innerhalb der Trinität als Mann im Christustyp erscheint.**) Die Annahme endlich, daß wir eine Darstellung des Regentwunders in dem Markomannenkriege Mark Aurels zu sehen hätten, bedarf erst keiner Widerlegung.**)

Auf den rechten Weg führt uns die Betrachtung der Fische, die zunächst nur Lückenbüsser zu sein scheinen, um die leeren Stellen auszufüllen. Mit den gleichen Tieren auf der Kreuzigungsseite haben sie nichts zu tun. Denen zu seitens des Kopfes Christi kommt eine mystisch-symbolische Bedeutung zu. Welche — läßt sich noch nicht feststellen, eben darum auch nicht, warum auf der einen Seite zwei, auf der anderen nur einer angebracht ist. Die Darstellung Christi als $\chi\rho\varsigma$ war damals nicht mehr in Gebrauch, ebensowenig die Symbolisierung des Abendmahls unter dem Bilde des Fisches. Der geistliche Auftraggeber hat das Geheimnis dieser Tiere für

*) In Schlesien z. B. nur einmal in der Marienkrönung des Gert Schacher von 1508 im Kunstgewerbemuseum in Breslau.

**) Im neuesten Jahrbuch des deutschen Riesengebirgsvereins, Sitz Hohenelbe, 20. Jahrgang 1931, S. 39 ff., veröffentlicht J. Leichert eine neue Erklärung des Heidensteins, die er der Geschichte der Stadt Arnau und zweier Adelsgeschlechter entnimmt. Eine Widerlegung erübrigt sich schon aus dem Umstande, daß er die Entstehung der Reliefs in das 15. Jahrhundert, zwischen 1424 und 1434, verlegt, eine stilistische Unmöglichkeit!

uns mit ins Grab genommen; außer ein paar Klerikern werden aber auch schon seine Zeitgenossen nicht darum gewußt haben. Den Fischen auf der anderen Seite kommt eine tiefere Bedeutung nicht zu. Als Bewohner des Wassers symbolisieren sie eben nur dieses Element, Meere oder Flüsse, wie es uns auf zahlreichen Darstellungen entgegentritt. Als Beispiele führe ich nur zwei besonders charakteristische an. Auf einer der Tafeln des sogenannten Verduner Altars in Klosterneuburg (12. Jahrhundert) findet sich ein Bild des ehernen Beckens vor dem Tempel von Jerusalem, das von zwölf Stieren getragen war.*) Obgleich das Ganze mit der Inschrift *mare super boves XII* das Bild genügend erklärt, hat der Künstler doch in die Rundung des Beckens Wellenlinien und Fische hineingesetzt; das „mare“ verlangte eben diese bildliche Erläuterung. In den Wandgemälden an der Kirche von Lichtenhain bei Jena (14. Jahrh.) befindet sich ein Bild, das die Conderung von Festland und Meer nach Genesis 1, 9—10 darstellt.**) Vor Gott Vater steht eine 8, in deren Rahmen sich oben eine Scheibe (Erde) und unten mehrere Fische und ein anderes Seetier befinden, eben zur Charakterisierung des Wassers. Spielt nun der Vorgang auf unserem Steine in oder am Wasser, so könnte man vielleicht an die Taufe Christi im Jordan denken; dem aber steht ganz entschieden entgegen, daß es dafür einen bestimmten Typus gab, der, bei aller Abwandlungsmöglichkeit im Einzelnen, sich mit unserem Re-

*) Könige, 3. Buch 7, 23 ff. C. Drexler u. Th. Stromer, Der Verduner Altar, Tafel 15.

**) F. Klopffleisch, Drei Denkmäler mittelalterlicher Malerei aus den ober-sächsischen Landen, S. 59, mit Abbild.

liefsilde nicht vereinigen läßt. Nur das sei nebenbei erwähnt, daß auch auf Taufszenen bisweilen der Wasserberg, in dem in den älteren Darstellungen Christus steht, mit Fischen belebt ist.*) Ein anderer Vorgang des neuen Testaments kann nicht in Frage kommen, aus dem alten Testament aber nur der Durchzug der Israeliten durch das Rote Meer und der Untergang der Ägypter. Dieses im Einzelnen nachzuweisen, ist der Zweck dieses Aufsatzes. Zunächst könnte dagegen eingewendet werden, daß die Fische zwischen den Menschen angebracht sind, diese also im Meer sich befänden, während Moses mit seinen Scharen trockenen Fußes hindurchzog. Aber ihr Weg führte nach der biblischen Erzählung doch durch das Meer, d. h. die Straße zwischen den aufgetürmten Wogen hindurch, und das Meer konnte der Schöpfer unseres Reliefs eben nur durch die Fische symbolisieren. Hierbei sei auf den gleichen Vorgang im Verduner Altar hingewiesen, wo zwar die Fische fehlen, aber die Israeliten neben der links aufsteigenden Wellenmauer auch auf Wellenlinien dahinschreiten.**) Ehe wir zur näheren Ausdeutung unseres Bildwerkes übergehen, werfen wir noch einen Blick auf die Verbildlichung des Ereignisses in der älteren Kunst, die uns typische Hilfsmittel zur Erläuterung bieten wird. Nach ganz vereinzelten Darstellungen unseres Vorganges in der Katakombenzeit bildet sich auf den Langseiten von Sarkophagen ein bestimmter Typus aus, der von Schlachtfeldszenen spätantiker Profanplastik beeinflusst ist. Aus einem Tor (Ägypten)

*) So z. B. in dem aus Trebnitz stammenden Psalterium nocturnum der Breslauer Staatsbibliothek, Blatt 7.

**) a. a. D. Tafel 13.

stürmen Reiter und Wagenkämpfer hervor, an ihrer Spitze Pharao selbst, vor ihm stürzen einige Ägypter in die Flut des Meeres; rechts davon endlich die Israeliten, die schon das Ufer erreicht haben, als letzter Moses, der mit dem Stabe das Wasser berührt.*) Bei Aenderung des Formates mußte die Schilderung natürlich auch starke Abwandlungen erleiden, so z. B. in einem Mosaik (Hochformat) von S. Maria Maggiore in Rom, wo das Meer als Wasserstreifen diagonal durch das Bild geht.**) Auf griechischen Miniaturen, wo der Vorgang mit besonderer Liebe behandelt wird, kommen wohl auch noch andere Beziehungen hinein***), im allgemeinen aber sind immer die drei grundlegenden Elemente erkennbar: anstürmende Ägypter, ertrinkende Ägypter, die geretteten Israeliten. Das Handbuch der Malerei vom Berge Athos gibt folgende Anweisung für die Verbildlichung des Durchzuges: Das Meer, und außer demselben tanzende Weiber, und eine Menge hebräischer Männer und Weiber, welche auf ihren Knien und ihrem Rücken Kinder haben, und Moses schlägt mit dem Stab das Meer und Soldaten sind sichtbar in der Mitte des Meeres, die einen ungefähr halb, die anderen nur mit dem Kopf, dann hier ein Pferd, dort ein Wagen.†) Das

*) Garucci Storia dell' arte christiana bildet solche Reliefs aus Aiz, Arles, Rom (Lateran) und Spalato ab (5. Band, Tafel 308 und 309). Der aus Arles auch bei D. Wulff, Altchristl. und byzant. Kunst (Handbuch der Kunstwissenschaft) S. 118.

**) Garucci a. a. D. 4. Band, Tafel 219, 2 und Wilpert, Die röm. Mosaiken der kirchlichen Bauten vom 4. bis 13. Jahrhundert, 3. Band, Tafel 18, Text dazu 1. Band, Seite 453 ff.

***)) Ein Beispiel bei Wilpert, a. a. D. S. 454.

†) G. Schäfer, Handbuch etc. S. 122.

Handbuch ist zwar erst im 16. oder Anfang des 17. Jahrhunderts als Anweisung für Kirchenmaler entstanden,*) hält aber gerade die Typen fest, die sich in der griechischen Kirche bei ihrem Konservatismus bis in unsere Tage herübergerettet haben. Gerade aber bei unserem Gegenstande fällt das Unbestimmte des Ausdrucks auf, u. zw. um so mehr, wenn wir dagegen die genauen Angaben über die Darstellungen aus dem neuen Testament lesen. Es beruht darauf, daß gegenüber diesem die Bilder aus dem alten Bunde im Laufe der Zeit immer mehr an Zahl zurücktreten und sich daher mit wenigen Ausnahmen keine Typen bilden konnten oder die Ansätze zu solchen abstarben. Mit Ausnahme von größeren Bilderfolgen aus beiden Zeilen der Bibel**), kommen Bilder aus dem alten Testament nur hauptsächlich nur als Vorbilder für Ereignisse des neuen zur Verwendung. So sind z. B. auf dem schon erwähnten Verduner Altar die Bilder der Verkündigung bis zum Pfingstwunder von je zwei alttestamentlichen begleitet. In unserem Falle der „baptismus Christi“ von „Ex Egypto Israel em educit Dominus“ und *Mare super novos XII****))

Die Zahl der Israeliten beschränkt sich hier außer Moses auf zwei Männer, eine Frau und vier Kinder, in Lichtenhain sind es im ganzen elf Gestalten. Hier ist dem Untergang der Ägypter ein besonderes Bild gewidmet, u. zw. in

*) H. Brockhaus, Die Kunst in den Athosklöstern, 2. Aufl., S. 161.

**) Z. B. in Lichtenhain bei Jena (Klopffleisch, a. a. D.) und Mollwitz bei Breg.

***)) Anführung der Inschriften auch bei Otte, Handbuch der kirchlichen Kunstarchäol., 1. Band, S. 507 f.

der Reihenfolge vor den Israeliten.*) Wir haben also, dem alten Typus entsprechend, schon die auf dem anderen Ufer geretteten Israeliten vor uns. So auch in den dem 15. Jahrhundert entstammenden Wandgemälden von Mollwitz. Trotzdem demnach ein einheitlicher Typus fehlt, weisen doch alle Darstellungen z. B. in der biblischen Erzählung begründete Züge auf. Und diese lassen sich nun auch auf unserem Arnauer Bildwerk nachweisen. Überall hat Moses einen Stab in der Hand, der den Wanderer kennzeichnet, mit dem er aber auch das Wasser bewegt hat. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß der oben gekrümmte kurze Gegenstand in der Rechten des einen großen Mannes dieser Stab und sein Träger also Moses sein soll. Die mangelnde Technik des Bildhauers verbot dem Stabe die nötige Länge zu geben, die wir sonst finden. Auf die Deutung der kleineren Gestalt neben ihm führt uns das Lichtenhainer Gemälde, auf dem wir neben Moses einen betenden Mann mit einer merkwürdigen Kopfbedeckung sehen, die nichts anderes als eine Bischofsmütze darstellen kann. Als Bischöfe werden aber auch die jüdischen Priester dargestellt, und so haben wir hier Aaron, den Bruder Moses, vor uns.***) Als diesen werden wir nun auch die beregte Gestalt unseres Reliefs anzusprechen haben, da sie ebenfalls eine Kopfbedeckung und die Hände zum Gebet gefaltet hat. Als

*) Klopffleisch, a. a. D., Tafel IX u. X. Der Untergang war schon bei Erscheinen des Werkes (1860) stark zerstört. Ich sah die Bilder vor 41 Jahren. Wie ihr heutiger Zustand ist, ist mir unbekannt.

**) So unterscheidet er sich von den anderen Israeliten des Bildes, die teils barhäuptig sind, teils die spitzen (gelben) Judenhäuten des Mittelalters tragen. Ver-

Priester ist er auch unbärtig. In den meisten Verbildlichungen drängt sich neben und hinter Moses eine größere Schar der Auswanderer. Das hat auch unser Steinmetz, so gut er es eben konnte, zu bieten gesucht. Wenn wir sonst mehrere Kinder finden und auch das Malerhandbuch, wie wir sahen, von ihnen spricht, so können wir auch in unserem Falle in den kleineren Gestalten Kinder sehen. Notwendig ist das aber an sich nicht. So ist die zweite Gestalt von links sehr wahrscheinlich nur deshalb kleiner gebildet, um Raum für die Anordnung darüber zu behalten. Was soll sie zusammen mit der vermeintlichen Hellebarde bedeuten? Auf den rechten Weg führen uns die Sarkophagreliefs, wo die Ägypter aus einem Stadttor hervorstürmen. Nun erkennen wir ohne viel Phantasie auf unserem Relief den Torbogen und die Zinnen über einem Bauwerk, dessen Seitenbegrenzung die vermeintliche Hellebarde bildet. So verbindet sich hier der Auszug aus Ägypten mit dem Durchzuge durch das Meer. Als Drittes kommt dann rechts der Untergang der Ägypter hinzu, allerdings auf nur wenige Figuren beschränkt. Die gleichzeitige Vorführung von hintereinander erfolgten Ereignissen ist ja durch das ganze Mittelalter hindurch gang und gäbe. Vom Kampf mit dem nassen Element kann in unserem primitiven Kunstwerk natürlich nicht die Rede sein; das Pferd scheint ruhig dazustehen, während der Wagen auf zwei Räd-

gleichsweise sei auch auf das noch voller Geheimnisse steckende Portal der Kirche von Großlinden bei Gießen hingewiesen (Abbild. Jung, a. a. D. S. 211). Hier unterscheidet sich eine bartlose, mit einer Kopfbedeckung ausgezeichnete Gestalt stark von den übrigen bärtigen Figuren, soll also sicher auch einen Priester darstellen.



Wandgemälde
an der Kirche von Lichtenhain
bei Jena.

der zusammengeschmolzen ist. Beispiele für diese Art seiner Darstellung gibt es genug; selbst da, wo die Vorderwand des antiken zweirädrigen Wagens sichtbar ist, schmilzt sie oft auf einen kimmerischen Rest zusammen, wie etwa auf den mehrfach erwähnten Sarkophagreliefs, auch bei der Himmelfahrt des Elias.*) Die Zahl der untergehenden Ägypter ist auf einen einzigen beschränkt. Ganz merkwürdig ist das Gebilde über dem Haupte, aus dem der Mann ganz rechts überhaupt nur zu bestehen scheint. Mit Tagesabend es als Heiligenschein anzusprechen, geht deswegen nicht an, weil dieser in der Entstehungszeit des Denkmals ausnahmslos eine Scheibe war. Vielmehr ist es als Kopfbedeckung, allerdings recht barbarischer Art anzusprechen, und dann wird damit wohl Pharao selbst charakterisiert sein, der Herrscher statt des ganzen Volkes oder Heeres.**)

Unter dem Pferde erblicken wir ein drachenartiges Ungeheuer, dessen Schwanz sich um das Vorderrad herumgelegt hat. Was hat dieses Tier mit dem Untergang der Ägypter zu tun? Aus den typischen Bildern des Niederstieges Christi zur Hölle und des Jüngsten Gerichtes ist die Bildung des Höllentors als der geöffnete Rachen eines Ungeheuers bekannt, aus dem die Gerechten des alten Bundes dem Erlöser entgegenstreifen und in den die Ver-

damnten hineingestürzt oder gezogen werden. Einen solchen nach oben gerichteten Höllenrachen oder Drachenschlund zeigt auch das Bild des Todes Herzogs Heinrich II. in der Mongolenschlacht in dem sogenannten Schlackenwerther oder Gutmannschen Codex der Hedwigslegende.**) Als Heiden sind die gefallenen Mongolen nach der Anschauung des Mittelalters der Hölle verfallen, und so erblicken wir denn auch eine Anzahl kleiner Menschenköpfe in dem Rachen des Ungeheuers, während zwei Engel in einem Tuche die Seelen der gefallenen christlichen Ritter, in ihrer Mitte den Herzog, zum Himmel tragen. Auch die im Roten Meere ertrunkenen Ägypter waren Heiden und gehörten demnach in die Hölle. So kann kein Zweifel bestehen, daß wir in dem Ungeheuer den Höllendrachen zu sehen haben. Er hat den Kopf rückwärts nach oben gewandt und den Rachen geöffnet, um die Heiden zu verschlingen.***) In den kleineren Tiergestalten unten (von dem einen sind ganz links über dem Fische nur die Beine sichtbar) könnte man Geschöpfe der Hölle sehen, aber an sich ist das belanglos; hauptsächlich sind sie als Füllmaterial anzusprechen, wie überhaupt das ganze Relief den horror vacui primitiver Kunst zeigt.***)

Der auf ihm dargestellte Vorgang ist, wie ich schon ausführte, in damaliger

*) Ausgabe von Wolfskron (Leipzig 1846), neuerdings wiederholt von E. Promnitz, Hedwig die Heilige, Bild 6.

**) So glaube ich mit Recht wegen der Stellung des Auges zu dem Rachen den Kopf deuten zu sollen. Man könnte ja auch die Ohren für den schnabelartig gestalteten Rachen ansehen, aber dazu paßt eben die Stellung des Auges nicht.

***) Ähnliche Tiere auch in dem rechten Schilde der anderen Seite; hier ganz unhebraisch angeordnet.

*) Vielleicht dürfen wir in den Gebilden unter und vor dem Pferde auch Räder, eigentlich Radspeichen, erkennen.

**) Zum Vergleich kam ein fränkischer Grabstein aus Niederdollendorf im Bonner Museum herangezogen werden, wo um das Haupt der scheinbar unbefleideten Gestalt ein Strahlenkranz herumgeht. Jung, a. a. D. (Abbild. 58), S. 144, glaubt in ihm vielleicht eine germ. Lichtgottheit zu sehen (?).



Arnauer Heidenstein, Außenseite

Zum Beitrag Prof. Dr. Paul Knötel: „Das Relief des Arnauer Heidensteins und seine Lösung“

Arnauer Heidenstein, Innenseite



Zum Beitrag Prof. Dr. Paul Schödel: „Das Rätsel des Arnauer Heidensteins und seine Lösung“

Zeit und auch weiterhin so verhältnismäßig selten zur Verbildlichung gekommen, daß wir uns mit Recht die Frage stellen müssen, warum er gerade in unserem Falle von dem geistlichen Auftragsgeber als Bildthema bestimmt wurde. Wir sahen schon, wie in dem Verduner Altar die Taufe Christi von den Bildern des Durchzuges durch das Rote Meer und des ehernen Meeres umschlossen war.*) Die Umschrift um das erstere lautet: Unda rubens munda baptismi misticat unda. Schon Paulus bringt unser Ereignis mit der Taufe zusammen: et omnes (nämlich seine Vorfahren) mare transierunt et omnes in Moyse baptizati in nube et in mari (Korinth. I 10, 1—2), und Augustin sagt geradezu: Per mare transitus baptismus est (Sermon. 352).**) Der Vergleich aber würde schief sein, wenn wir an den heutigen Taufritus dächten; vielmehr liegt ihm der Akt des Untertauchens (mergendo) zugrunde. Auch die Israeliten sind bei ihrem Zuge durch das Meer gleichsam in ihm untergetaucht.***) So mochte unser Relief direkte räumliche Beziehungen zum Taufsteine haben. Es diente ursprünglich zur Ausfüllung eines Türbogens der alten romanischen Kirche in Arnau. Da wir uns diese den Verhältnissen entsprechend recht klein vorstellen müssen, so wird sie auch nur einen Eingang gehabt haben. Ueber ihm grüßte den Herankommenden das Tympanonrelief der Kreuzigung,

*) Der Taufstein der Bartholomäuskirche in Lüttich aus dem 12. Jahrhundert ist eine direkte Nachbildung des Mare super boves XII; an der Wandung des Bekkens Taufgenen, darunter die Christi.

**) F. X. Kraus, Realencykl. d. christl. Altert. unter „Meer.“

***) In diesem Sinne erhalten auch die Fische auf unserem Bilde ihre innere Berechtigung.

während das andere nach dem Inneren gerichtet war. Dort aber stand mit höchster Wahrscheinlichkeit auf Grund der kirchlichen Vorschriften in nächster Nähe der Tür der Taufstein.*) Dem der Nichtchrist sollte eigentlich erst durch die Taufe das Recht erwerben, das geweihte Gotteshaus zu betreten. Nach dem Willen des geistlichen Auftragsgebers konnte jeder Kirchenbesucher aus dem Bildwerk ersehen, wie dem Getauften gleich den durch das Meer wandernden Israeliten das gelobte Land, d. h. der Himmel, offen steht, während der Ungetaufte dem Verderben verfallen ist.

Ob er damit seinen Zweck erreicht hat? Ich glaube nicht. Wahrscheinlich haben sich schon die alten Arnauer entsprechend den heutigen, die vom Heidenstein sprechen, allerlei Sagenhaftes, vielleicht mit örtlichem Hintergrunde, von ihm erzählt. Man spricht seit der Humanisten- und Renaissancezeit von einer Kunst der Gebildeten, deren Hervorbringungen der großen Masse des Volkes unverständlich sein mußten. Man denke z. B. an die Benennung der Neptune auf Brunnen bei uns in Schlesien und wohl auch anderswo als Gabeljürge. Eine solche Kunst der Gebildeten hatte es aber schon früher gegeben, die der Geistlichkeit, die in den verschiedensten Kunst-

*) Er sollte stehen: intus ad ostium maius et latere ubi Evangelium legitur. (Müller und Mothes, Archäol. Wörterbuch der Kunst, S. 908). Natürlich gab es aus zu meist örtlichen Gründen viele Ausnahmen. Schon in der Reformationszeit wurde in den evangelischen Kirchen der Taufstein ganz in die Nähe des alten Hochaltars gebracht oder ein neuer dort aufgestellt, z. B. in den beiden Hauptpfarrkirchen zu Elisabeth und Maria Magdalena in Breslau. Die Stätten, wo die beiden Sakramente verwaltet wurden, sollten benachbart sein und auch der Taufstein, wie der Altar an hervorragender Stelle stehen.

zweigen Gebilde schuf und schaffen ließ, die der Laie nicht verstehen konnte. Der Beispiele gibt es unzählige; auch unser Bildwerk gehört dazu. Erst mit der Bürgerlichung der Kunst durch die bürgerlichen Handwerkerkünstler verschwun-

den mit verhältnismäßig wenigen Ausnahmen diese Bilderrätsel, und der nüchterne Bürgersinn schafft nun aus Bibel und Legende Kompositionen, die auch dem einfachen Manne meist verständlich waren.

Nachwort von Prof. Dr. Bornhausen

Als zu Weihnachten 1930 das dritte Schlesische Jahrbuch erschien, hat mir Prof. Dr. Wittig (Neuforge-Schlegel) mitgeteilt, er halte das Kunstwerk für eine Darstellung des Rote-See-Durchzugs. Einmal sprächen dafür literarische Gründe: vom Neuen Testament bis zu Calvin ist der Rote-See-Durchzug Teufelsymbol. Ein dogmatischer Grund kommt hinzu: Die Kreuzigung ist Abendmahlsymbol. Also sind auf dem Arnauer Heidenstein die beiden Haupt-

sakramente dargestellt. Ein Vergleich mit den Sarkophagen in Arles hat mir die hohe Wahrscheinlichkeit der Vermutung Wittigs ergeben; diese Deutung des Steines habe ich daher auch in Neu-Lit-scheim am 2. Juli 1931 ausgesprochen. Das Beweismaterial von Herrn Prof. Knötel bestätigt im wesentlichen unsere Vermutung; ich glaube, daß man Herrn Prof. Knötel zur Lösung des Heidenstein-Rätsels beglückwünschen darf.

Wilhelm Volz=Leipzig:

Die kulturgeographische Gliederung des Sudetenraumes

Begleitworte zur beige-schlossenen Karte.

Die Elbelinie bildet eine bedeutsame Scheide innerhalb der deutschen Landschaft: in Norddeutschland folgt sie etwa dem Rande der auf das altdiluviale flache Vorland sich aufschiebenden jungdiluvialen reichbewegten Glaziallandschaft — die obere Elbe gliedert den sudetendeutschen Ostflügel des Mittelgebirges vom Großteil der Schwelle ab und gibt ihm eine bemerkenswerte Sonderstellung. Schon in seinem varistiskaledonischen Unterbau hat der schmale Sudetenflügel dem breiten Westen gegenüber starke Eigenart; sie wird durch das postvaristische und besonders auch das tertiäre und junge tektonische Schicksal sehr verschärft. Diesem Schicksal verdankt zunächst einmal schon die inner-sudetische Mulde ihre Anlage, in welcher sich nach der großen varistischen Gebirgsbildung mächtige, weiche jungpaläozoische Sedimente — durchbrochen von Porphyren und Melaphyren ähnlichen Alters — ablagerten und deren Innerstes die hochragenden Kreidekulis-sen des Zuges der Heuscheuer-Weckelsdorfer Felsen bilden; durch diese etwa NNW—SSO streichende Mulde werden die älteren Massen der Sudeten in ein NW-Stück und ein SO-Stück getrennt. Die mit der alpinen Faltung zusammenhängenden und bis zur geologischen Gegenwart fortdauernden Bewegungen formen daraus das heutige Antlitz. Eine Rücksenkungsfurche bildet sich am Nordrand des Alpen-Karpathenbogens, an Breite und Tiefe der hochgestauten Gebirgsmasse entsprechend; bis zum Wiener Becken folgt ihr die Donau, die alsdann nach Süden abbricht; von hier be-

gleitet die Furche den Karpathenbogen — im Marchtal, bis zur mährischen Pforte und später fließt in ihr nach kurzem Anteil der oberen Oder der Oberlauf der Weichsel. An dieser Karpathenfurche erreicht der Sudetenflügel sein Ostende.

Und weiter. Die böhmische Masse ist in ihrem Südteil junggehoben, während der Norden sich — absolut oder relativ? — gesenkt hat; auch das Erzgebirge ist als Pultscholle im Süden gehoben worden und ähnlich auch der Sudetenzug, sodaß zwischen ihren Südrändern und der böhmischen Masse das breite flache Becken der oberen Elbe entstand, das nun rund 200 Kilometer lang und etwa 50 Kilometer breit den Sudetenzug im Süden begleitet, und ihm dadurch eine schärfere Individualität aufdrückt, bis etwa an der Südspitze der Grafschaft Glatz sich Sudeten und böhmische Masse (böhmisch-mährische Höhen) wieder die Hand reichen. Hier Elbe, dort March-Donau — hier also liegt die wenig markante Hauptwasserscheide zwischen Nordsee und Schwarzem Meer.

Im Norden grenzt der sudetische Randbruch, von W nach O immer mehr an Bedeutung zunehmend und dann wieder abschwelkend, den Sudetenzug vom norddeutschen Vorland ab. Die beiden großen Vereisungen drangen in das Gebirge hinein. Die jüngste Vereisung hat es nicht mehr erreicht; so haben sich, von W nach O an Ausdehnung wachsend, breite Lößablagerungen zwischen Eisrand und Gebirge bilden können.

Damit sind für die geographische und kulturgeographische Betrachtung die we-

sentlichen Faktoren kurz umrissen.

Schälen wir den Sudetenraum heraus, indem wir die begrenzenden Fremdbildungen erfassen: im N und NO die Endmoränenzüge, speziell der jüngsten Vereisung — im SO das Karpathensystem — im S die böhmische Masse — und schließlich im W das Erzgebirge. Das sehr verschiedene geologische Alter dieser Fremdbildungen darf uns nicht stören, betrachten wir doch den gegenwärtigen Zustand, ein Augenblicksbild — freilich das für unser kurzlebiges Menschengeschlecht allein in Betracht kommende Augenblicksbild. Es bilden also die Sudeten für uns eine Höhenzone, die, im Westen angegliedert an das Erzgebirge, von der böhmischen Masse durch das Becken der oberen Elbe abgetrennt ist, vom Karpathensystem durch die mährische Pforte, und schließlich vom norddeutschen Glazialland durch die dem jungen Endmoränenrand vorgelagerten Löß- und Urstromlandschaften. Aber wenn wir den Raum der Sudeten erfassen wollen, so können wir der Lage nicht entbehren, in die er gelagert ist. Raum steht nicht für sich, sondern begreift die Lage in sich. Also der Sudetenraum ist eine langgestreckte Höhenzone, eingelagert zwischen drei breite Flachzonen — und all die zahllosen Beziehungen und Möglichkeiten anthropogeographischer und kulturgeographischer Art sind es, die ihn uns interessant und eigenartig machen.

Ob wir die Grenzzonen zum Raum rechnen oder nicht, spielt gar keine Rolle; sie stehen zum Raum in derart inniger Beziehung, daß wir die Bedeutung und die Rolle dieses Raumes nur in gemeinsamer Betrachtung mit den benachbarten Grenzzonen ermessen können — wie denn auch diese Grenzzonen in sich Räume sind, die nur aus der Beziehung

zu ihren Nachbarräumen verstanden werden können.

Diese nachbarlichen Grenzzonen im Norden, Osten und Süden haben alle das Eine gemeinsam, daß sie Tiefland sind, junge Schwemmböden mit einer mehr oder weniger mächtigen Lößdecke, und aus diesen Gründen alle besonders gut geeignet für menschliche Ansiedlung und für einen rentablen und anspruchsvollen Ackerbau. Als Lockerböden waren sie seit frühen Zeiten dem urwüchsigen Walde weniger freundlich, sondern Träger der Steppenheide und für menschliche Siedlung auch unter primitiven Kulturverhältnissen besonders anziehend. Dementsprechend sind sie auch früh besiedelt worden und bilden in ihrer zonalen Anordnung natürliche Zug- und Wanderstraßen der Menschheit.

Im Verhältnis zu ihnen ist die Hochzone der Sudeten kulturfeindlich und spröde und öffnet sich erst stärkerem Druck. Solch Druck kann doppelter Art sein, kriegerisch oder friedlich — kriegerisch, indem ansturmende mächtige Völkerscharen die alten Siedler in das Gebirge zurückdrängen als in Rückzugsgebiete, oder aber friedlich, indem Neusiedler in zahlreichen schwachen Wellen kommend ohne Kampf mit dem Besitzer der fruchtbaren Niederung die minder günstigen aber siedlungsfreien Nachbarräumen sich zu eigen machen, also ein friedliches Nebeneinander leidlich schütter besiedelter Siedlungsräume schaffen. Friedliche Landgewinnung durch Rodung des Waldes war für die große deutsche Kolonisationsarbeit des 13. und 14. Jahrhunderts charakteristisch und der Erzeichtum des Gebirges war ein besonderer Anziehungspunkt für den Deutschen. Zahlreiche alte Siedlungsnamen geben davon Kunde, Namen wie Gold-

berg, Silberberg, Kupferberg, Goldseifen, Querseifen, Reichenstein, Reichenbach, um nur einige zu nennen.

Das wären also ähnliche Impulse, wie sie für das Erzgebirge in Frage kamen; und doch ist die Besiedlung der Sudeten vielfach abweichend — beide Hochzonen sind denn doch in ihrer ganzen Gestaltung sehr verschieden; der Sudetenraum ist sehr viel mannigfaltiger. Er ist schärfer gegliedert und weit nach Osten vorgeschoben; und beidem verdankt der Sudetenraum seine besondere Ausgestaltung.

Der Sudetenraum ist schärfer gegliedert. Dem flacheren Lausitzer Granitgebiet schließt sich die hohe 800—1000 Meter Höhe meist übersteigende Masse des Iser- und Riesengebirges an, wohl 50 Kilometer lang und paßarm, nach N und S allmählich verschlängend. Dann folgt jenseits des Landeshuter Rammes die Waldenburger Steinkohlenmulde, die sich niedrig, wohl 30—40 Kilometer breit bis zum Eulengebirge bzw. den Weckelsdorfer Felsen zu öffnet, nur unterbrochen von den steilen Porphy- und Melaphyrbergen. Diese breite, niedrige Furche, nördlich geschlossen vom Bober-Rasbach-Gebirge, trennt die NW-Sudeten von den hohen SO-Sudeten. Isoliert liegt östlich der 1000 Meter hohe lange Buckel der Hohen Eule; durch den breiten Neiße-Durchbruch bei Wartha getrennt, schließt sich die gewaltige kristalline Masse des Alder-Gebirges so wie des Reichensteiner Gebirges nebst Gläser Schneegebirge und Altvater an, bis über 1400 und 1500 Meter ansteigend, in sich durch den Neiße-Graben nord-südlich tief aufgespalten. Der mächtige schroffe Kreidesandsteinzug der Heuscheuer, Braumauer Stern, Weckelsdorfer Felsen engt in sich selbst freilich aufgelöst nach NW streichend die Kar-

bonnmulde mächtig ein. Die kristalline Masse der Ostsudeten, gegen die mährische Pforte freilich an Höhe abnehmend, bildet ein breites und in sich recht geschlossenes und wenig wegsames Massiv über mehr als 50 Kilometer sich erstreckend. An diese Masse finden auch die böhmisch-mährischen Höhen — also das böhmische Massiv — direkten Anschluß, wenn auch in geringer Breite, das Stromgebiet der Elbe und der Donau scheidend. Dann folgt die tiefe Einsenkung der mährischen Pforte.

Es ergeben sich — bei mannigfachen inneren und äußeren Verschiedenheiten — doch auffällige Ähnlichkeiten zwischen den Sudeten und der deutschen Mittelgebirgsschwelle. Man kann die Waldenburger Mulde in ihrer ganzen Erscheinungsform der hessischen Senke vergleichen — cum grano salis natürlich. Die hessische Senke ist eingebettet zwischen dem Rumpf des rheinischen Schiefergebirges und Harz mit Thüringerwald; so die Waldenburger Mulde zwischen dem Iser-Riesengebirge und der Eule mit Alder-Altvatergebirge. Nördlich verriegelt jene das NW—SO-streichende Weserbergland — diese das ebenso ziehende Bober-Rasbachgebirge. Im S wird die hessische Senke durch Vogelsberg-Rhön leidlich abgeschlossen — die Waldenburger Mulde ebenso durch die gegliederten Kulissen der Heuscheuer-Weckelsdorfer Felsen. Dort wird die ruhige Ebenheit der Senke gestört durch die Basaltberge des Meißner, Habichtswald, Knüll usw. — hier durch die Porphy- und Melaphyrregel des Hochwald, Sattelwald, des Ochsenkopf, Hornschloß usw. So entsteht beidemale ein willkürliches Relief von Hoch und Tief, welches dort ein geographisch denkender Eisenbahnsachmann einmal als „unordentliches“ Gebirge bezeichnet hat,

als unwegsame, unsystematische Wegsamkeit: der Verkehr muß sich schlängeln, aber schließlich findet er durch. Drüben im Großen, hier im wesentlich Kleineren. Ja, man kann noch weiter gehen; hüben wie drüben geht der große Verkehr nördlich herum. Wie drüben zwischen Harz und Thüringer Wald, so öffnet sich hüben im Wartha-Durchbruch eine breite Pforte und wie hier vielleicht die Lage des Glazer Donjon jener der Wartburg bei Eisenach entspricht, so könnte man Dittersbach hier als zwangsläufiges Zentrum mit Bebra dort vergleichen. Und wie die Wege zu den „Landen um den Main“ sich dort allseits westlich und östlich von Vogelsberg und Rhön passartig öffnen, so hier bei Liebau, Friedland, Brauman, Rudowa zum Elbebecken.

Und doch — so sehr sich selbst bis in gewisse Einzelheiten das orographische Bild hier und dort, im Kleinen und im Großen entsprechen mag — die kulturgeographischen Grundtatsachen sind völlig verschieden. Bei der hessischen Senke haben wir ein Durchgangsland im Herzen deutschen Raumes; seine Eigenheiten wirken sich aus, aber allseits mächtiges, pulsierendes deutsches Leben; es gilt lediglich das Verbindende zu suchen und Hemmungen zu überwinden. Ganz anders bei den Sudeten; hier haben wir Grenzland — Grenzland zwischen Deutschum und slawischer Welt.

Die Slawen sind Nachfolger und Erben der Germanen geworden, die im frühen Mittelalter die Fruchtebenen bei der Suche nach besseren Lebensbedingungen aufgegeben hatten; die Slawen Tschechen und polnische Stämme, haben die guten Kulturböden besetzt. Den am Ausgang des Mittelalters wieder ostwärts dringenden Deutschen blieb der ungerodete Wald; das Gebirge; den

Wald, den Gebirgswald haben sie der Kultur in harter Arbeit gewonnen. So haben sie den Gesamtraum der Sudeten in Jahrhunderten sich erworben. In breitem Umfang sind die Slawen der deutschen Kultur gewonnen worden. Deutsch das kraftausströmende Gebirge — und doch slawisch blieben zu einem beträchtlichen Teil die Fruchtebenen, angefangen bei der Klosterpflege bei Bautzen, das Fruchmland der March und der mährischen Pforte; man mag, mit Recht, den Hussitensturm dafür verantwortlich machen, daß das Fruchmland der oberen Elbe stark slawisch ist. Seltsam bleibt es, daß die niederschlesische Fruchtebene rein deutsch ist und es liegt nahe, daran zu denken, ob nicht der Mongoleneinfall die Ursache ist; eben begann der Einstrom deutscher Kolonisten; das neugegründete Neisse wurde von den anstürmenden Mongolenhorden verbrannt; 1241 wurden diese bei Liegnitz vernichtend geschlagen; sollten sie nicht — wie wir das von den Türken in Ungarn historisch verbürgt wissen — bei ihrem fluchtartigen Rückzug das schlesische Land ausgemordet haben, sodaß die unaufhaltsam nachströmenden deutschen Siedler in Niederschlesien (aber auch in Oberschlesien) ein menschenleeres Land vorfanden, dessen spärliche slawische Einwohnerreste leicht und schnell im zahlenmäßig und kulturell stärkeren Deutschum aufgingen?! In Oberschlesien hatten sich die slawischen Bewohner beim Durchzug der flüchtenden Mongolen sicherlich in die weiten Urwälder zurückgezogen; aber die überraschend schnelle Durchdringung durch die deutsche Kolonisation spricht doch dafür, daß auch hier nur eine spärliche Bevölkerung vorgefunden wurde.

Bei alledem dürfen wir nicht vergessen, daß der Nationalitätsgedanke erst

eine junge Errungenschaft im Gefolge der französischen Revolution ist; der alte Fritz hat in seinem neuervorbenen Osten neben 10.000 Deutschen auch etwa 1000 Polen angesiedelt und wollte selbst Türken herbeiholen, um das Land mit Menschen zu füllen. Erst seit hundert Jahren scheiden sich die Nationen. Vor zwei Jahrhunderten aber ist in den Sudetenraum eine politische Staatsgrenze gelegt worden und diese künstliche Schranke hat das in der natürlichen Gesamtstruktur des Raumes begründete verkehrsmäßig Bindende vielfach lahmgelegt. Das preussische Deutschum konnte sich nach jeder Beziehung frei entwickeln in freiem Anschluß an sein natürliches Vorland, ja die Entwicklung wurde von oben herab sorgsam gefördert. Das böhmische Deutschum des Sudetenraumes hingegen war für das Wiener Zentrum ein Randgebilde und schon darum im Nachteil; das natürliche Vorland war in tschechischer Hand und schon dies bedeutete für den Gang der Entwicklung immerhin eine Hemmung. Das wechselnde, aber letzten Endes je länger je mehr wachsende Nationalbewußtsein der Tschechen setzte langsam, aber fühlbar das Deutschum in eine Defensivstellung. Alles Tatsachen, welche die naturgegebenen Auswirkungsmöglichkeiten einschränkten, wenn nicht lahmlegten. Der Verlauf der Sprachgrenze legt beredtes Zeugnis dafür ab; sie zeigt deutlich ein tschechisches Vordringen gegen die offenen Pforten des Sudetenraumes — des Raumes, den deutsche Arbeit einst der Kultur erschlossen hat. *)

*) Vgl. hierzu die schöne Arbeit von J. Pfizner, Die Besiedlung der Sudeten bis zum Ausgang des Mittelalters (Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung, 1930. S. 68 ff mit 3 Karten.)

Drei Tore standen der Verbindung zwischen den randlichen dichter besiedelten Fruchtebenen offen: westlich um das Massiv des Iser- und Riesengebirges herum, quer durch die innersudetische Karbonmulde und letztlich östlich um das Adler-Altwatermassiv herum durch die mährische Senke. Naturgemäß — so möchte ich geradezu sagen — nahm die Intensität deutscher Siedlungsarbeit nach Osten mehr und mehr ab; breit flutete der deutsche Strom im Westen, schmal nur im Osten. So dringt das Slawentum im Osten durch die mährische Pforte zur Verbindung mit den wasserpoleischen Oberschlesiern, während im westlichen Elbgebiet deutsche Art bis in die Fruchtebene breit vorstößt, förmlich auf Prag zu.

Reichenberg und Gablonz sind noch eine feste deutsche vorgeschobene Bastion; aber wenig östlich, dort wo von der großen Iser ein bequemer Paß sich gegen Schreiberhau und damit den Hirschberger Kessel öffnet, drängt Tschechentum in schmaler Zunge bis nahe der Reichsgrenze vor und weiterhin schiebt es sich in den Eingang der bequemen, auf das breite Neissetal bei Wartha zielenden östlichen Durchgangspforte, beiderseits des Westabbruches der Heuscheuer, deutsches Reichsgebiet eben noch erreichend. Südlich der bergumwallten Grafschaft Glatz gewinnt es die große Wasserscheide für sich und trennt, wenn auch in schmaler Zone, den breiten Schönhengstgau vom deutschen Sprachgebiet als Insel ab, nicht ohne von Westen wie auch von Osten her den Versuch zu machen, die flache Furche des Neissegrabens zu erreichen.

Die mährische Pforte ist unkämpfter Besitz; eng umfaßt Slawentum das deutsche Ruhländchen, um sich dann breit vor das Ostende der Sudeten nördlich

vorzulegen, im Anschluß an Oberschlesien. So klingt hier das deutsche geschlossene Sprachgebiet in ein sprachliches Mischgebiet aus.

Die Sprachgrenze wird, geographisch betrachtet, ein Abbild des tschechischen Angriffs und der deutschen Abwehr. Deutsche Arbeit gewann den Höhenraum der Sudeten der westlichen Kultur; einheitlich ist das breite deutsche Bild des Sudetenraumes — ein Strom deutscher Art flutet hier. Und vielleicht wird die große naturbedingte Einheit des gesamten Sudetenraumes durch nichts besser beleuchtet, ja erwiesen, als durch diese Sprachgrenze. Ein Strom deutscher Art, gewaltsam zerschnitten durch eine politische Grenze — im nördlichen Streifen fördernde Entwicklung gemeinsam mit dem deutschen Vorland der Fruchtebene; im südlichen Streifen hingegen ist die vorgelagerte Fruchtebene in tschechischen Händen und damit wird nationaler Kampf in die Beziehungen hineingetragen und notgedrungen ist der Sudetendeutsche im politischen Kampf

auf sich selbst gestellt. Und was ihn stützt, ist nicht nachbarliche Hilfe — sie kann es nicht, weil sie es nicht darf! — sondern es sind die unwägbaren und unfaßbaren Imponderabilien gleicher Abstammung und gleichen Fühlens, innerer Gleichbestimmtheit mit dem deutschen Nachbarn; der Rücken ist frei und sicher. So zeigt der geographische Verlauf der Sprachgrenze die Ansatzpunkte und Stoßrichtung tschechischen — nicht einzelnen, sondern generationsbewußten — Willens; aber in der Dürftigkeit des Erreichten zeigt sie auch die ungeheure und unüberwindbare Festigkeit des deutschen Kulturbesitzes, eine Festigkeit, welche nur verständlich wird, wenn wir die naturgegebenen Bedingungen, also die innere Einheitlichkeit des Raumes begreifen und würdigen.

Aber vielleicht bringt dies Begreifen der naturgegebenen Einheit des Sudetenraumes uns das Verständnis für den eigenartigen Verlauf der gesamtdeutschen Ostgrenze näher.

Richard Patzschneider:

Rückblick

Heute ist es nicht mehr zu bestreiten, daß Stammlandbewegung mit zu den wesentlichen Voraussetzungen jener Neuschöpfung gehört, mit der das gläubige Volk eines noch unwirklichen Reiches das drohende Chaos zu überwinden oder zu gestalten trachtet.

Die verwirrenden Grenzen der gegenwärtigen Mißordnung vom Geiste her, von Blut und Landschaft her in Fluß zu halten, eine bündische Neuordnung vorzubereiten, die nicht nur den deutschen Volkshoden zugleich aufgliedert und bündigt, sondern auch über dynastische Rückgefühle hinweg, über engstirnige Kleinstaaterei hinaus, jenseits von Nationalstaatsgedanken des Westens „über die Grenze integrieren kann und sich in der Bündigung mit freien Nationen fortsetzt“: das ist eine Aufgabe der Stammlandbewegung. Angriff und Ausgriff sind ihr gemäß.

Im Ablauf des liberal-kapitalistischen Zeitalters werden Bindungen und Gliederungen wieder sichtbar und wirksam, die auf seiner Höhe überschattet oder verschüttet schienen: vor allem zwingt die Not der drängenden Selbsthilfe von der Anbetung der Großstädte und Schlotwälder weg zu neuer Landnahme, zur Rückverbindung mit der mütterlichen Erde, zu neuer Heiligung des Mutter-schoßes der Gemeinschaft: das ist die biologische Seite der Stammlandbewegung, die der Entwurzelung die Wiederverwurzelung entgegensetzt.

Immer neues Stammeswerden verbürgt das Werden des Volkes; nach des Volkes Wiedergeburt ruft besonders der Osten.

Der lebendige Raum mit seinen organischen Gliedern, den Landschaften, ist für den wahren Staat, für neue Staats-schöpfung und Staatsführung so wesentlich wie das lebens-tüchtige Volk mit seinen organischen Gliedern, den Stämmen. Landschaft und Stamm übergreifen die Stände; es läßt sich kein Staatsführerstand erziehen oder entwickeln im Bereich der „Gesellschaft“; denn diese wird erst Rechts- und Schicksalsgemeinschaft durch die Bindung von Blut und Boden und den Angriff und Ausgriff über die soziologischen Grenzen hinaus; ihre Führung muß alle Stände übergreifen und dabei dem Raum sippenrechtlich verbunden bleiben, erbtüchtige Art und Leistungsauslese verbürgend. Die Staatsführung, die Reichsführung muß im Reich Gottes und im Boden ihre Rückverbundenheit und Unabhängigkeit finden und von den rationalen und irrationalen Kräften des Raumes und des reichlichen Gewissens Angriff und Ausgriff holen; nur so kann sie des Reiches gewiß sein.

Der deutsche Osten und darüber hinaus der Nahe Osten erhält durch die Stammlandbewegung das neue Ordnungsgesetz der Bündigung, die allen freien Nationen, insonderheit den jungen Völkern sich darbietet, weil sie den alten Sinn für Selbstverwaltung zur Seele hat und lebensfeindliche Gewalt verabscheut. Was in dieser Hinsicht Stammlandbewegung vermag, zeigt Flandern: Stammlandbewegung ist auch dort West-Ostbewegung.

★

Die siebente schlesische Kulturwoche in Neu-Titschein hat das Bekenntnis zum großen schlesischen

Neustamm erneuert, der als Mittelpfeiler des Ostens die gefährdeten Landschaften bindet, die erst ein neues Ordnungsgesetz ihren natürlichen Zusammenhang wird genießen lassen. Die kulturelle Stammlandarbeit, die Preußisch-Schlesien, Tschechisch-Schlesien und Polnisch-Schlesien als eine Kulturlandschaft betreten muß, ist ihrer Aufgaben bewußt geblieben und konnte immer mehr Verständnis und immer stärkeren Anhang finden. Der Verfall einer morschen Welt gibt die Bahn frei für neues Stamm- und Volkswerden, sowie für ein neues Raumbewußtsein in Innereuropa und seinem Osten.

Die Kulturwoche dieses Jahres tagte an der Mährischen Pforte, im Ruhländchen; in seinem Südwesten hütet das Odergebirge den Ursprung der Oder, in seinem Südosten bringt die Bezwa Wasser aus den Karpathen (Beskiden) zur March, ins Stromnetz der Donau. Der Sattel von Weißkirchen bot sich seit Urzeiten den Völkern zum Übergang, die von der Ostsee nach dem Süden wanderten; heute führt die Hauptstrecke Berlin — Breslau — Oderberg — Wien, an welcher zu Oderberg die von Warschau, Budapest, Bukarest, zu Preßau die Prager und Brünnener Strecke anschließt, über diesen Sattel. Südlich und östlich vom Ruhländchen drängt sich ein Keil tschechischen Volksbodens, von einigen deutschen Inseln durchsetzt, zwischen den mitteldeutschen und den süddeutschen Osten. Nördlich und westlich vom Ruhländchen ist das deutsche Land mit dem tschechischen Grenzland noch vielfach verzahnt; ringsum lebendige Beispiele für die Weite des deutschen Kulturbodens, der über den Volksboden hinaus weit in den Osten vorlängt und eigentlich auch die Länder der Wenzelskrone in sich begreift.

Der Hauptort des Ruhländchens, die Stadt Neu-Titschein, hatte alles aufgeboten, um das Gelingen der Kulturwoche zu sichern; sie wurde gekrönt durch die Enthüllung des Gregor-Mendel-Denkmales (Bildhauer Obeth) am 5. Juli mittags. Der große Pfadfinder der Vererbungslehre stammt aus Heinzendorf, nahe Neu-Titschein. Auf der Lehrfahrt zur Mährischen Pforte machten die Festteilnehmer auch in Heinzendorf halt, wo sie durch die Gemeindevorsteher und durch die Verwandten Gregor Mendels, für die Dr. Schindler sprach, mit einer gastlichen Empfangsfeier überrascht wurden. Im engeren Vortragsrahmen der Kulturwoche machte Medizinalrat Dr. Peters aus Löwenberg die Grundlagen der menschlichen Erblehre und Erbpflege verständlich und verwies die Antwort auf diese Fragen in das Leben der Gemeinschaft hinein. Prof. Dr. Tschernak-Seydenegg (Wien) ließ in die Arbeitskammer der Vererbungsforschung einen tiefen Blick tun und Prof. Dr. Richter (Brünn) behandelte eingehend Mendels Herkunft und Werdegang. Die Enthüllungsfeier im Stadtpark, an der die gesamte Bevölkerung aus Stadt und Land begeistert teilnahm, vereinigte auch zahlreiche Vertreter von kulturellen und wissenschaftlichen Verbänden — u. a. der Hochschulen Breslau, Brünn, Prag, Wien —; sie und die unübersehbare Festgemeinde begrüßte der hochverdiente Bürgermeister Dr. Schollisch. Die Festrede von Prof. Dr. Frimmel (Brünn) vermittelte eine vertiefte Erkenntnis von der ungeheuren Bedeutung des Gregor Mendelschen Forschungswerkes.

Bildete die Mendelfeier den Höhepunkt der ganzen Woche, so gipfelte die der Stammeskulturarbeit

gewidmete Vortragsreihe in dem Festvortrag „Europa und der Schlesiens Raum“, mit dem Geheimrat Prof. Dr. Kornemann (Breslau) die Festversammlung fesselte. Prof. Dr. Machatscheks (Wien) Leitvortrag „Die mährisch-schlesische Pforte“, zur Lehrfahrt nach der Wasserscheide (Führung Dr. Rutschera, Neu-Titschein) ergänzte der Wasserbaufachmann der Breslauer Technischen Hochschule, Professor Dr. Beger, mit einer Rechenschaft über die geopolitische und wirtschaftliche Bedeutung der Oder-Marchfurche, u. zw. gesehen von dem noch immer in der Planung stehenden Donau — Oder-Kanal. Er beleuchtete die Kanalfrage von der verkehrsgeographischen, wirtschaftspolitischen und technischen Seite und wies auf die Gefahren hin, die dem Osten aus der weiteren Verschleppung des Kanalbaus zugunsten der westlichen Industriewirtschaft erwachsen. Der Siedlungsgeschichte des gesamtschlesischen Raumes wandte sich Prof. Dr. Pfizner (Prag) zu, der Stammeskultur der Menschen dieses Raumes, wie sie in der schlesischen Dichtung zum Ausdruck kommt, ging Prof. Dr. Heckel (Breslau) liebevoll auf den Grund. Die Vorträge von Kornemann, Pfizner und Heckel sind im vollen Wortlaut diesem Jahrbuch einverleibt. Wie viel an gesamtschlesischer und sudetenschlesischer Heimatforschung noch zu leisten ist, konnte man aus dem Vortrag von Prof. Dr. Gierach (Prag) ersehen, der eine erschöpfende Uebersicht über die schon geleistete Arbeit gab, um die der Vortragende selbst sich wesentlich verdient gemacht hat. Für die Werbekraft der Stammesbewegung war der Vortrag von Hauptschriftleiter Dr. Franzel (Prag) über die „Ar-

beiterschaft im sudetenschlesischen Raum“ besonders aufschlußreich; Stamm ist älter als Nation und Staat; der Kapitalismus hat das Stammesleben und seine kulturellen Bindungen nahezu aufgelöst; dennoch wird das Stammesgefühl auch für die jetzt proletarisierten Massen wieder Bedeutung gewinnen, wenn die Volksbildung und die Überwindung des Kapitalismus ein neues Volkswerden ermöglichen.

Zwei gotterfüllte deutsche Schutzgeister schwebten über der Tagung: Mendel und Eichendorff. Diesem enthüllte man im Mendelpark ein schlichtes aber ergreifendes Denkmal (Bildhauer Leopold Hohl); es stellt die Hauptfigur von Eichendorffs Meisternovelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“ dar, den fernelustigen Wanderburschen mit der Fiedel unterm Arm. Die Festrede zu dieser Enthüllung hielt Bürgerguldirektor Ulrich (Neu-Titschein), dem die Kulturwoche auch einen reichhaltigen Lichtbildervortrag über Land und Leute des Gebietes zu danken hat. Nach Sedlnitz, dem Commercis Eichendorffs, der dem Dichter fast zur zweiten Heimat geworden, wallfahrten auch viele Festteilnehmer unter Führung von Vizebürgermeister Zeisberger. Sedlnitz will eine Eichendorffstube als Sammelstätte aller einschlägigen Erinnerungen schaffen, den zahllosen Freunden des schlesischen Romantikers ein liebes Reiseziel. Die schlesische Dichtung kam in der Kulturwoche vor allem mit Hermann Stahr zur Geltung, der die Meisternovelle „Die Großmutter“ las und in jugendlicher Frische den Ansprüchen der ganzen so reichhaltigen Woche standhielt. Außerdem wurde „Der Hof ohne Erben“ von Hugo Scholz (Braunau) auf den Brettern lebendig, dank

der zwingenden Gewalt einer naturhaften Darstellung durch die Meltfcher Volksbühne (Leiter Franz Jaschek). Lied und Wort volkstümlicher Lebensfülle beherrschte auch den Begrüßungsabend, den die Kulturwoche mit der „deutsch-mährischen“ Lehrertagung innig verknüpfte. Ganz besonders aber brachte die Ausstellung schlesischer Künstler den Kulturgedanken der Woche zum Ausdruck: Neben den drei Sälen der allgemeinen Kunstausstellung, um die sich Direktor Dr. Braun und Professor Kolig besonders verdient gemacht hatten, fesselte die Gedächtnisausstellung des verstorbenen Künstlers Hugo Baar, dessen Berg- und Schneelandschaften von unerhörter Leuchtkraft und herber Frische sind, und die des verstorbenen Meisters Franz Barwig, des hervorragenden Bildhauers, von dem auch das tanzende Ruhländlerpaar (am Stadtplatz) stammt.

Der Bildhauernachwuchs Obeth, Kaps, Mallener, Thumann — aus dem Osten Sudetenschlesiens — läßt noch reiche künstlerische Frucht erwarten. Unter den Malern ragt durch Eigenwilligkeit und Drang zum Monumentalen (oder zum erdhast Heroischen) Paul Gebauer aus Zossen hervor. Die Kunstausstellung der 7. Schlesischen Kulturwoche war von Preussisch-Schlesien nicht beschickt, sonst aber bildete sie ein besonders rühmliches Blatt unter den vielen Leistungen dieser Arbeitsstagung. Reichhaltige Schulausstellungen und das Ruhländler Heimatmuseum vermittelten Einblicke in Leben und Schaffen der heimischen Gegenwart und der Vergangenheit.

Ein farbenfrohes Bild des Ländchens und seiner fröhlich-tüchtigen Menschen bot am Festsonntag der reich ausgestattete Festzug mit seinen vielen Volks-

trachten und Festwagen. Dazu stellte die Jugend vieler Bünde aus ganz Schlesien schon starke Marschsäulen, die Zugend, die mit ihren Sonder-tagungen in den Rahmen der Kulturwoche als wesentliche Trägerin künftigen Stammeslebens selbstbewußt und grenzlandfroh hineinwächst. Die Veranstaltungen der Jugend wurden durch eine schöne Morgenfeier mit Liedern und Worten der Sammlung und Erhebung eingeleitet und durch ein Abend-singen der Finkensteiner auf der Freilichtbühne am Steinberg abgeschlossen. Dazwischen fielen Aussprachen, Beratungen, Teilnahme an der Festversammlung, Aufmarsch in den Stadtpark zu einem Appell im Geiste der Ostlandbewegung und Spiele und Kämpfe des Nachmittags. Mit dem Berichterstatter der Schlesischen Zeitung will ich hier Kolbenheyers Worte der Zuversicht setzen, um das auszudrücken, was die lebendige Teilnahme der jungen Generation an der Stammlandbewegung bedeutet:

Wer kann unsere Seele töten,
Wer das jung Blut verderben!
Ringt der Baum in Sturmesnöten,
Räumt der Stamm aus offenen Kerben:
Tief im Boden — tausend Streben
Eng geschlungen,
In die schwere, deutsche Erde hart gedrungen
hält die Wurzel und saugt Leben.

Es klang durch alle wesentlichen Stunden der Neu-Titscheiner Kulturwoche das deutsche Seelentum des Ostens, von dem Prof. Dr. Bornhausen bei der Eröffnung sprach: im Kampfe um den Glauben wurde der Schlesierstamm der deutschen Seelengewalt teil-

haftig; dieser Kampf hat Jahrhunderte gedauert und währt fort; „Glaubensvolk im Weltenstreit, Gnadenvolk geweiht in Leid, Volk der Treu in letzter Not, wir sind stärker als der Tod.“ Auf Leben und Tod des gläubigen Volkes, auf die Ueberwältigung des Chaos für Glauben und Heimat ist der Zeiger des Schicksals wieder gestellt. Ein Gebirge von Not lastet über dem Mittelraum, in dessen Osten unser Neustammwerden die Zukunft entscheiden hilft. Grenzenlos und grenzlandbewußt muß der Aufstand des Seelentums werden, das diese Not zu bannen berufen ist. Wenn die nächste Kulturwoche an der Oder aufwärts Pren-

ßisch-Oberschlesien erleben und allmählich die ganze Fülle der schlesischen Grenzlandfragen umkreisen und durchdringen will, dann nimmt der Arbeitskreis für Stammlandkultur die sudetenschlesischen Erlebnisse von Reichenberg, Troppau, Hohenelbe, Schönberg, Braunau, Gablonz und Neu-Titschein mit. Die Lebensfragen des ganzen mitteldeutschen Ostens, darüber hinaus alle Bindekräfte des innereuropäischen Kulturbodens müssen bewußt und wirksam gemacht werden, damit an den Pforten der neuen Zeit und der neuen Welt kein Winkel des heimatlichen Ostlandes verlassen oder verraten bleibe.

Spruch an den Menschen

Den Menschen lieb ich nicht, der stets vollkommen
sich dünkt als abgeschlossenes Ebenbild
des Gottes, den er kaum noch wahrgenommen,
der seiner Seele Sehnsucht niemals stillt,
weil ihn nicht dürstet und weil ihn nicht hungert;
der immer satt und voll Behagen ist,
der voller Trägheit durch sein Dasein lungert,
sein Tagwerk tut, und doch sein Werk vergißt.

Den Menschen lieb ich nicht, der abgerundet
wie eine Kugel durch sein Leben rollt,
der nirgend anstößt, niemanden verwundet,
der keinen haßt und keinem Achtung zollt;
der von der großen Seligkeit des Lebens
nichts weiß, sich nur bequemt und immer nimmt,
der die wen'gen Stürmer nach dem Kranz des Lebens
faul mit den vielen Lahmen überstimmt.

Den aber lieb ich, der sich kraftvoll steigert,
der mit dem Schatten seiner Seele ringt,
der fröhlich sich das Ruhebett verweigert,
und, müde schon, zu neuer Arbeit zwingt;
der, wenn auch Finsternis ihn tief umnachtet,
die Sonne seiner Seele leuchten läßt,
die toten Götzen unsrer Zeit verachtet
und sich empört, wenn ihn die Lüge preßt;
der frei den Gott sucht, den man ihm verkündet,
und sich und allem, was wahrhaftig lebt,
der suchend auszieht und die Liebe findet
und glaubensfroh den Grund der Zukunft gräbt.

Den Menschen lieb ich, der in stolzer Stärke
das harte Grau der Gegenwart besiegt,
der in der Freude am geschaffnen Werke
die Dede unsrer Tage überfliegt;
der lachend allen Falsch der Zeit zertrümmert
und keck dem Schicksal seinen Stachel raubt,
der sich mit eigener Hand das Leben zimmert,
die Freude liebt, und an die Zukunft glaubt.

Leitsätze der Schlesischen Stammeskulturarbeit

I.

Es ist gesamtdeutsche Kulturaufgabe, in der Ursprünglichkeit, Triebkraft und Vielgestaltigkeit der deutschen Stämme das unerschöpfliche Ackerland des Volkswerdens zu erkennen und auf dieser natürlichen Grundlage zu bauen und zu bilden.

2.

Der schlesische Stamm hat seine besondere landschaftliche, sprachliche und geschichtliche Sendung für die deutsche Kulturaufgabe im Osten; je mehr ihm diese Sendung bewußt wird, um so segensreicher wird sein Schaffen für die deutsche Gesamtheit.

3.

Im Sinne der gesamtdeutschen Kulturaufgabe und der besonderen Sendung des schlesischen Stammes muß die wissenschaftliche und heimatliche Arbeit auf allen Kulturgebieten in Innererschlesien und Grenzlandschlesien in- und aufeinander wirken.

4.

Diesem Zweck dienen alljährliche Kulturtagungen an wechselnden Orten, die die Aufgabe haben, durch Vorträge und Aussprachen, Führungen und Ausstellungen, Bühnenspiele und Kunstabende die schlesische Heimat darzustellen und die deutsche Volksbildung zu fördern.

5.

Zur entsprechenden Aufklärung der gesamtschlesischen Öffentlichkeit ist nicht nur die Mitarbeit der Presse und der Stammlandzeitschriften notwendig, sondern auch die planmäßige Herausgabe von einwandfreien Darlegungen auf landschaftlicher, sprachlicher und geschichtlicher Grundlage. Diesem Zweck dient vor allem das Schlesische Jahrbuch.

6.

Tages-, Partei- und staatspolitische Fragen bleiben von der schlesischen Kulturaufgabe und den für sie bestimmten Tagungen unbedingt ausgeschlossen.

7.

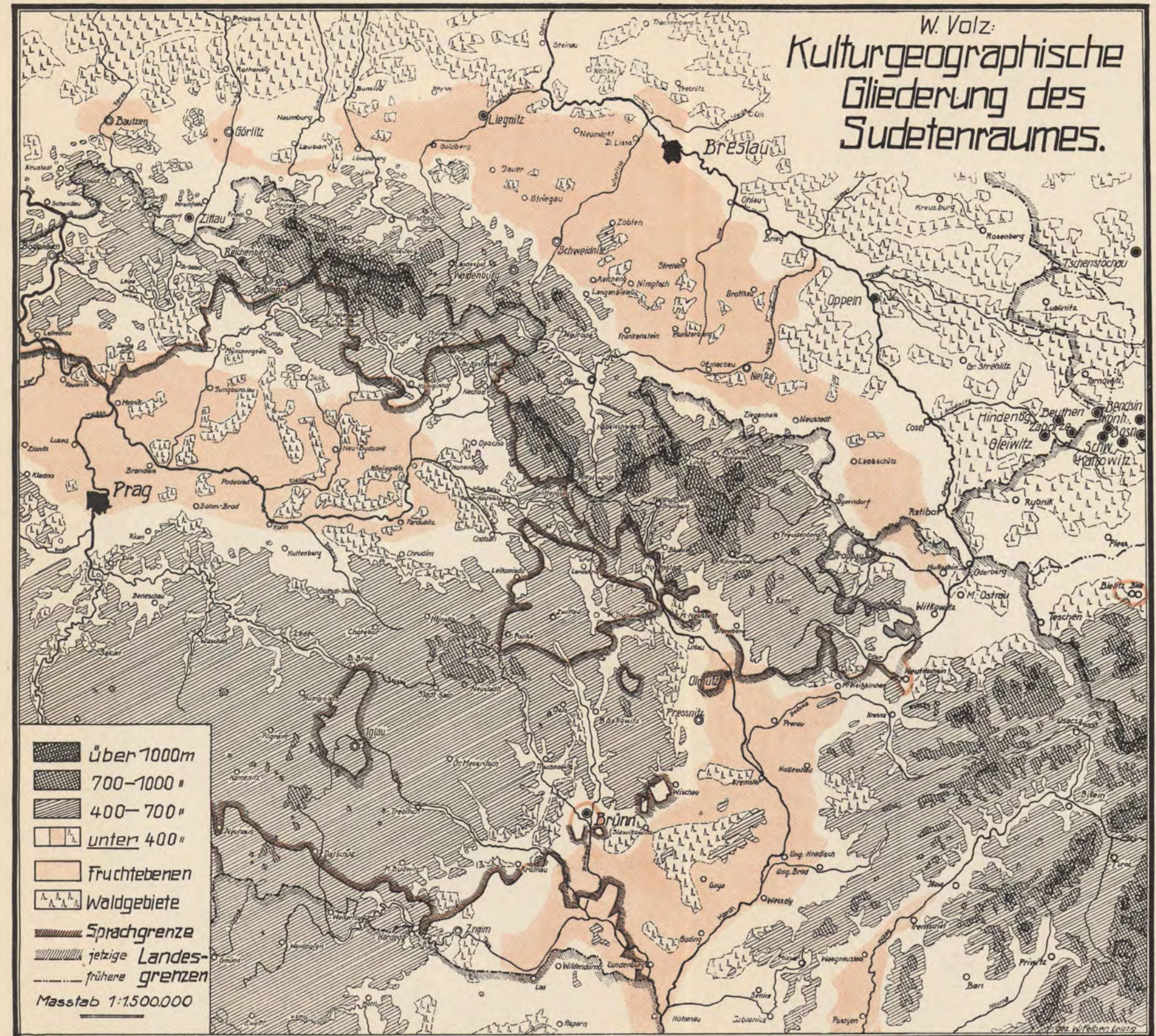
An die gesamte deutsche Jugend des Stammlandes ergeht der Ruf, an den hier vorgezeichneten Aufgaben mitzuwirken.

Anhang

1. Die Hassiger Stammesfestwoche, im Anschluß an die Schlesische Kulturwoche im Juli 1931 durchgeführt, brachte unter Führung Walter Hensfels die reiche und tiefe Fülle des schlesischen Liedgutes zu lebendigem Bewußtsein; Vorträge von Dr. Emil Lehmann und Dr. Richard Patzschneider schlossen diese Stammesfestwoche des Finckensteiner Bundes an den Arbeitsreigen der Stammlandbewegung.

2. Die dem Jahrbuch beigezeichnete kulturgeographische Karte des Sudetenraumes möge mit Prof. Dr. H. Anbims Studie „Geschichtliche Grundlagen der Gemeinsamkeit im gesamtschlesischen Raume“ und mit Dr. Leo Knopps Arbeit „Ueber die Erdgeschichte des gesamtschlesischen Raumes“ (beide im Schles. Jahrbuch, 3. Jahrgang) zusammengehalten werden. Die sprachlichen Verhältnisse sind im einzelnen genauer aus der Karte von Ernst Schwarz, Schlesische Sprachgemeinschaft (Schles. Jahrbuch, 1. und 2. Jahrgang) zu ersehen; über die volklichen Mischverhältnisse im südlichsten Oberschlesien (Troppau, Hultschin, Mähr.-Odrau, Karwin, Teschen) wird der 5. Jahrgang eine eigene kartographische Darstellung bringen.

3. Die Bildbeilagen „Arnauer Heidenstein“ sind in diesem Jahrgang zu Knöfels Beitrag wiederholt.

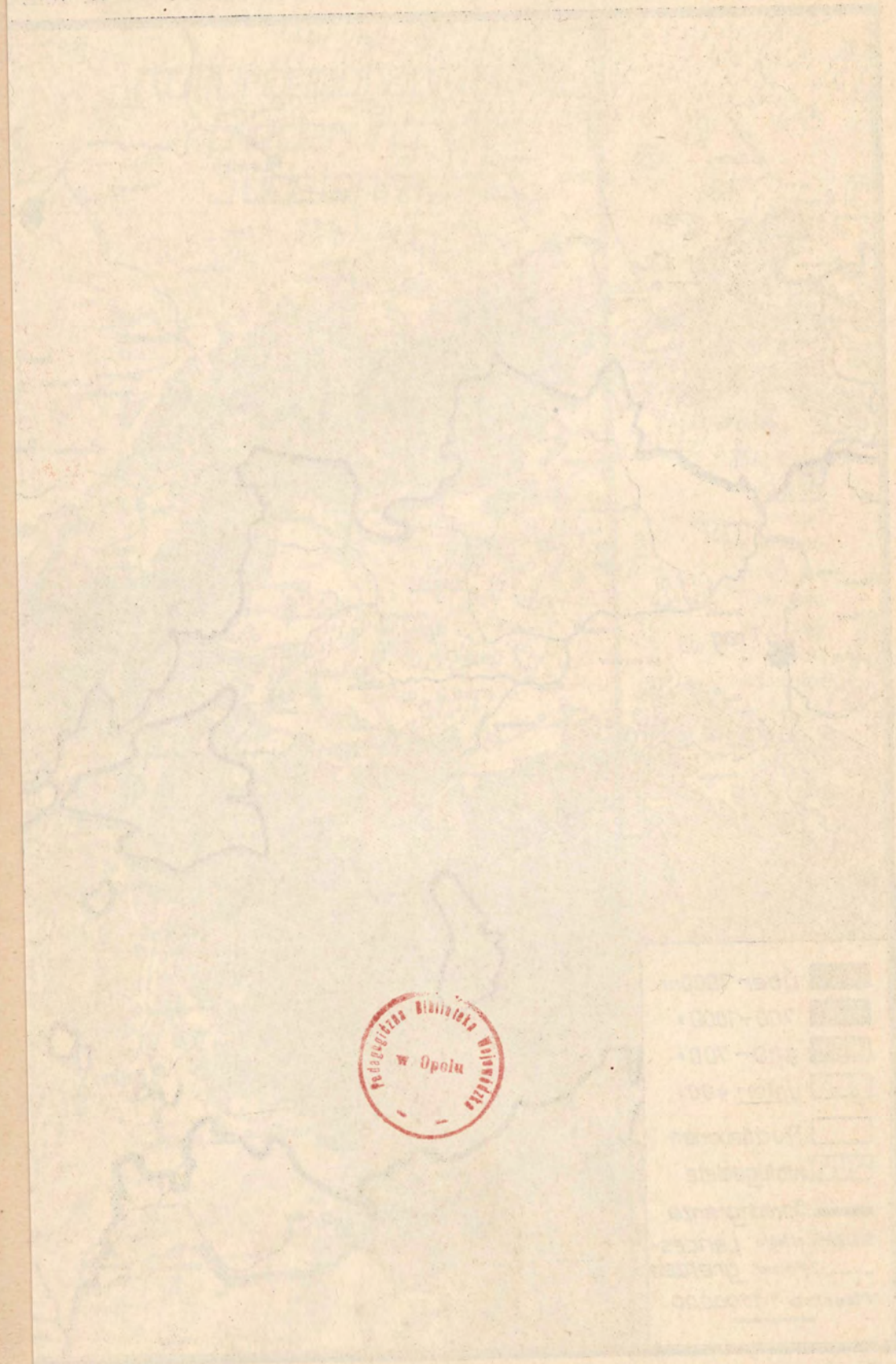


Die deutsch-tschechische Sprachgrenze (bis zu dem etwa an der unteren Oder beginnenden Mischgebiet) nach A. Oberschall.

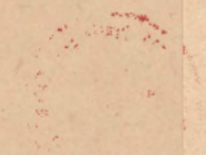
Meisenbach Riffarth & Co., A.-G., Leipzig.

100

Województwo Śląskie



Opole, dnia 10.10.1950 r.



Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

D 3336/IV



013-007374-04-0